

NEUE AMERIKANISCHE DICHTER

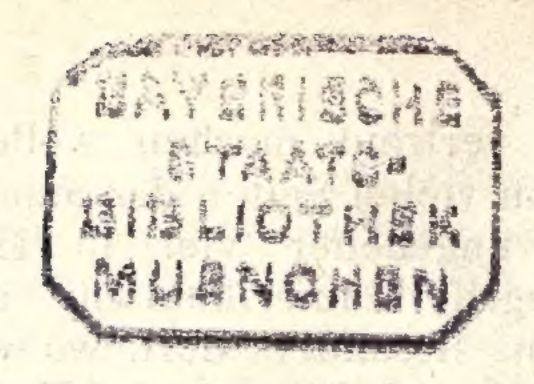
JACK LONDON
UPTON SINCLAIR
SINCLAIR LEWIS
B. TRAVEN

7 Vorlesungen, gehalten in der Volkshochschule Zürich von

Dr. CHARLOT STRASSER



INHALT:



I. VORLESUNG

Einleitung
Ein Brief Busonis
Neue Negerlyrik

Man muß sich von vornherein klar machen, daß die Versenkung in ein literarisches Werk einer fremden Nation, einer fremden Sprache (auch in der Uebersetzung), immer schon den Reiz voraus hat, welcher in der Darstellung abweichender Sitten und Gebräuche liegt. Selbst wo sich dieses Fremde noch in Blickweite befindet. Französische, englische, italienische, ja selbst deutsche Bücher, all das, was auch unter der Flagge der Heimatkunst segelt, hat schon etwas von diesem ethnographischen Drum und Dran, das den einfachen Leser zur Lektüre übrigens nicht nur reizt, sondern sie ihm auch gelegentlich erschwert. Es bedurfte zum Beispiel einiger Zeit, bis russische Dichtwerke in breiteren Schichten gelesen wurden. Um neuere oder ältere russische Literatur zu verstehen, muß man letzten Endes auch viel von den früheren oder heutigen russischen Verhältnissen wissen, von der russischen Seele usw. und darf sich nicht verwundern, wenn so etwas wie die russische Seele nicht mit ein paar Definitionen zu erledigen ist. Und wenn wir uns hier mit dem Wesen und Wirken einiger ausgewählter

amerikanischer Dichter vertraut machen wollen, sollten wir uns gewiß von vielen Seiten das amerikanische Wesen, den ungeheuer viel in sich schließenden Sammelbegriff «amerikanisch» geläufig zu machen suchen. Besonders dort, wo wir im Verlauf auf Gesellschaftskritiker, wie *Upton Sinclair* und *Sinclair Lewis* stoßen werden, müßten wir als Voraussetzung auch die gesellschaftlichen, wirtschaftlichen, psychologischen Verhältnisse in Amerika kennen.

Es ist denn auch gut zu begreifen, wenn Hans Kriesi* in seinem ausgezeichneten Buch über Sinclair Lewis in einer Einleitung breit die Entstehung der Kultur und Zivilisation Amerikas darstellt, wenn er auf die immer erneuten Völkerwanderungen hinweist, die das Bild Amerikas wandelten, und wenn sein Urteil mit demjenigen, welches man allgemein hört, übereinstimmt, daß nach wenigen Generationen doch die einzelnen Nationen sich in einen Typus umgestalten, den man als Yankee mit amerikanisch übereinstimmen lassen dürfe. Immerhin sollte man dabei nie vergessen, daß in dem unermeßlich weiten halben Erdteil — denn von Spanisch-Südamerika wird hier nicht die Rede sein — der Süden und der Norden, der Osten und der Westen, das Meer und das Binnenland, die Prärien und das Hochgebirge, die gewaltigsten Menschenansammlungen in Riesenstädten und die verlorenen Einzelnen in einsamsten Wüsten, die Völker- und Rassenmischungen in der Klangfarbe immer wieder zum Durchbruch gelangen. Man stelle sich nur vor, daß an

---

* Hans *Kriesi, Sinclair Lewis.* Huber & Co., Frauenfeld-Leipzig, 1928.

keinem Platze der Welt so viel Juden oder Katholiken zusammenwohnen wie in New York, daß nirgends wie in Amerika das ehemalige Sklavenvolk der Neger seine eigenen Probleme direkt in die europäisch-amerikanischen hineinverwoben hat, daß fremde Rassen neben der weißen (von der ursprünglich roten gar nicht zu reden) in fast unzählbaren Scharen in Amerika einwanderten und daß jedem Amerikaner die daraus entstandenen Konflikte und Fragen mundgerecht sind, während sie von uns aus Angelegenheiten blieben, die uns im Grunde nie richtig an die Nieren griffen. Daraus entstund einerseits das psychologisch fast automatische Bestreben der vielen Einzelnen und derjenigen, welche die geltende Gesellschaft in den «altbewährten Methoden» zu leiten übernahmen, sich zu standardisieren, einen möglichst einheitlichen, gleichartigen Typus, der in der herrschenden Klasse Geltung bewahrte, zu bilden, wie ihn Sinclair Lewis etwa in seinem «Babbitt» so meisterlich zu schildern verstand. Ein amerikanischer Spießer, der, auch wo er etwas von diesem Folkloristischen, Ethnographischen an sich behält, in der Grundstruktur zuguterletzt doch um nichts vom bei uns landläufigen Spießer und Durchschnittsbürger, wie er in Stadt und Wirtschaft am liebsten geduldet ist, abweicht.

Ich kann Ihnen hier keine wirtschaftliche und psychologische Analyse der amerikanischen Verhältnisse geben. Ich möchte nur in ein paar Worten zusammenfassen, welchen Eindruck man im Kopf behält, wenn man sich längere Zeit mit modernen amerikanischen Schriftstellern beschäftigte, Schriftstellern, die allerdings aus dem, was der Amerikaner im Durchschnitt und Tag für Tag

selbst liest, herausragen. Denn die ganz große Mehrheit des amerikanischen Lesepublikums begnügt sich mit den verbreiteten Zeitungen und Magazinen, mit möglichst kurzen, sensationell aufgemachten Kurzgeschichten und Extrakten über allerhand Wissenswertes, über das man gerade spricht. Die Bildung wird, wie alles, möglichst vereinfacht, möglichst handgerecht gemacht, in dem Sinne wohl organisiert; Wertvolles wird vom Wertlosen kaum gesichtet. Die Hauptsache, daß man in ganz kurzer Zeit, möglichst in einem Vortrage, über das Wesentliche orientiert wird, von dem geglaubt wird, man sollte es gerade wissen. Möglichst ein paar Schlagworte, ein paar fettgedruckte Artikelüberschriften.

Im Wirtschaftlichen das nämliche: Organisation von schwindelhaften Dimensionen. Vom sagenhaften Reichtum und Machteinfluß der an der Spitze Stehenden nicht zu reden. Die untere Mittelschicht, der qualifizierte Arbeiter, ist vielleicht besser gestellt als irgendwo. Hohe Geldeinheit, hohe Löhne, die nicht in kleinlicher Weise umgesetzt werden. Im ganzen ist der Amerikaner nicht kleinlich. Prof. H. W. Maier, der Direktor der Zürcher psychiatrischen Klinik, berichtete vor kurzem nach Rückkehr von einer Amerikareise, wie gerade der Volkshygiene, hier im speziellen der Fürsorge für Geisteskranke, von reichgewordenen Amerikanern große Summen zur Verfügung gestellt werden. Von Finanzleuten, die einfach Freude daran haben, daß mit ihrem Gelde weiter etwas läuft, die deshalb erhebliche Summen für wissenschaftliche und wohltätige Zwecke bereitstellen, aber auch persönlich daran interessiert sind, was nun mit ihrem Gelde geschieht und sich

von ihren Gesichtspunkten aus einmischen. Bei den riesigen Landesdimensionen entsteht eine sehr ungleiche Verteilung dieser Mittel. Unnütze, sinnlose Verschwendung, Ueberfluß, zuviel des Guten in der Nähe der Quellen, nichts, Armut, Elend, wo derartige Quellen sich nicht gerade aufgetan haben. Wenn wir an *Jack London* in der «Eisernen Ferse» denken, sehen wir neben dem gutgestellten, qualifizierten, privilegierten Proletarier ein Lumpenproletariat vor unseren Augen erstehen, das in Augenblicken, da Arbeitskräfte benötigt werden, hervorgeholt und entlöhnt, in Augenblicken, da man ihrer nicht mehr bedarf, in seine Schlupfwinkel zurückgedrängt und seinem Elend überlassen wird. Eine verhältnismäßig wenig fortgeschrittene Gesinnungsorganisation dieser Gelegenheitsarbeiter und Handlanger (zum Unterschied von der kapitalistisch-wirtschaftlichen), eine verhältnismäßig recht geringe Macht des sozialistischen Gemeinwillens, der mit einer für unsere Verhältnisse unvorstellbaren Brutalität dort, wo es die Machthaber nicht für gut finden, in den Schranken gehalten wird. Oder aber, wie dies *Hergesheimer* in seinem Buche «Tampico» schildert, der Finanzunternehmer rechnet mit Gewerkschaften als wie mit lästigen Erpressern, die man mit größern und als Geschäftsspesen zu buchenden Summen gelegentlich zu beschwichtigen hat. Die nämliche Brutalität wie in Arbeiterfragen bricht immer auch wieder durch in Rassenfragen. Die gelynchten Neger, die geteerten und gefederten Andersgläubigen, die Ku-Klux-Klan-Sekten und Aehnliches reden eine deutliche Sprache. Eine furchtbare Anklage erhebt gegen diese Zustände *Upton Sinclair* in seinem Buche «100 %», indem er seinen roman-

haften Darstellungen einen Tatsachenanhang beifügt, der zum Erschütterndsten gehört, was unsere Zeit sich vor Augen führen sollte, um sich klar zu machen, wo wir trotz Christentum einerseits und Aufgeklärtheit auf der anderen Seite heute noch immer stehen.

Und auch dies scheint immer deutlicher hervorzutreten: Nirgends in der Welt, obwohl es überall das nämliche zu sein scheint, wie in Amerika eine Anbetung des goldenen Kalbes, des Dollars, des Geldes, mit dem sich alles kaufen läßt. Auch die ärztliche Meinung, wie mir einmal ein amerikanischer Kaufmann frech ins Gesicht sagte. Es handle sich lediglich um den Betrag. Damit übereinstimmend ein krasser Materialismus und von dieser Grunderscheinung aus extreme Nebenerscheinungen. Oberflächliche mystische Regungen, Sektiererei, Aberglauben, einseitig orientierte Entgleisungen, die mit Geld und der nötigen Aufmachung trotz aller grotesken Verzerrung eine recht hoch angesehene Bedeutung erlangen. Wir werden davon noch bei Erwähnung des Romans «Petroleum» von Upton Sinclair und des Prediger-romans «Elmer Gantry» von Sinclair Lewis zu reden haben.

Selbstverständlich gibt es Gelehrte, Schriftsteller, Intellektuelle, geistig Schaffende, gibt es anständige Menschen, welche die Ausartungen des Reichtums und der käuflichen Zivilisation durchschauen und an ihren Stellen ebenso Kritik üben wie produktiv wirken. Aus ihren Kreisen erschallen die Stimmen, die wir hier hören werden, Darstellung und Kritik, die dann freilich nicht nur aufs Amerikanische bezogen werden sollte. Splitter und Balken, die diese jungen und tapferen Amerikaner

bei sich und den Ihrigen aufdeckten, lassen sich in genau gleicher Weise bei uns, lediglich unter Weglassung des spezifisch amerikanischen Kolorites, merkwürdig übereinstimmend nachweisen. So wird ihr Werk auch Stachel für uns, die wir uns ja nicht etwa damit begnügen wollen, Gott zu danken dafür, daß wir nicht so sind wie jene anderen.

Als Ferrucio Busoni, der große verstorbene Musiker und Menschenfreund, der übrigens viele Jahre auch in Zürich lebte, im Jahre 1915 einen offenen Brief über Amerika an die «Vossische Zeitung» schickte, durfte dieser Brief nicht gedruckt werden. Erst letztes Jahr (1928) erschien er. Ich kann mir nicht versagen, das, was dieser wichtige, hochstehende und vorurteilslose Zeuge uns seinerzeit zu sagen hatte, hier als etwas anzuführen, das mit den Darstellungen der amerikanischen Autoren und Gesellschaftskritiker völlig im Einklang steht:

«Bis vor einem halben Jahre war mir ‚Exil‘ ein romantischer Begriff: nun habe ich die Bedeutung des Wortes und des Wesens an mir selbst erfahren müssen. Man begreift vor allem nur das, was man erlebt: nur ein Fünfzigjähriger versteht, was ein Fünfzigjähriger schrieb; vorausgesetzt, daß er die Fähigkeit zum Begreifen in sich hat. Die Vergehen gegen dieses unabänderliche Gesetz sind an dem Charakter des Amerikaners vielleicht das Hervorstechendste, jedenfalls das Peinlichste. Als wie der eben geborene Homunculus aus Wagners alchimistischem Ofen, weiß hier jeder alles von vornherein, ohne es jedoch zu erkennen. Das zeigt sich leider im Ablehnen des Geheiligten schlimmer, als in dem schlimmen Anjauchzen des Zufälligen,

und in beiden äußert sich das unbefugte Eindringen durch fremde Türen. Denn der Amerikaner besitzt nicht die Scheu vor der fremden Türe, die er überschreitet, sobald sie offen steht. Das Symbolische liegt ihm fern: es wird ihm nicht einleuchten, daß eine Tür, auch offen, die Grenze bedeutet. — Dem jungen Amerikaner ist ein ehrwürdiger Mann ‚an old chap' (ein alter Kerl); sollte der Mann jenes Besondere an sich haben, das nicht zu übersehen ist, dann ist er eben — ‚a funny old chap' (ein komischer alter Kerl).»
Die kulturfördernde, hochgestellte (das heißt reiche) Dame fügt mildernd hinzu: «O, but he is a great man» (o, aber er ist ein großer Mann), und wenn die Zeitungen diesen Spruch auffangen und genügend verbreiten, so läßt sich der junge Amerikaner soweit erweichen zu sagen: «this funny old chap is supposed to be a great man» (man nimmt an, dieser komische alte Kerl sei ein großer Mann), worauf er gedankenleer in die Luft pfeift. — Ein Aufgeklärter unter ihnen, der Schriftsteller *D. G. Phillips*, beginnt eines seiner Bücher mit den Worten:
«Vorerst müßte ich die Aufmerksamkeit der Frauen auf mich ziehen; denn meine literarischen Freunde meinen, daß, um in Amerika ein Buch durchzubringen, es vor allem nötig ist, die Frauen für sich zu gewinnen; denn, was die Männer betrifft, so lesen sie keine Bücher, oder nur solche, von denen die Frauen reden.» — Und etwas später: «Aber, gedulde dich, anmutige Leserin, du mit dem närrischen Gehirn voller Chimäre, mit den schiefen Lebensanschauungen, mit der Unkenntnis der menschlichen Natur, deine eigene inbegriffen — — —»

Diese Apostrophe gibt von der amerikanischen Frau ein richtiges, aber noch nicht vollständiges Bild. Denn, als wie die Männer sich nicht um Bücher kümmern, so kümmern sie sich um alles übrige, das außer ihrem Geschäft liegt, ebenso wenig, und in allem richten sie sich nach der Frauen Weisheit und Bestimmung. Ist die Weisheit, nach Phillips Erkenntnis, nicht stark, so ist die Bestimmung um so entschiedener. Und sie erstreckt sich auf jedes Gebiet, auf die Kunst, die Gesellschaft und auf die Gesetze. Die Beleidigung einer Dame wiegt die Ermordung eines Mannes auf. Und man erzählt mir, daß Frauen Beleidigungen provozieren, um daraus gewinnbringende Prozesse zu schlagen. Ein erzwungener Kuß kostet 60 Dollar Strafe. Das wäre doch die raffinierteste Form der Prostitution, die auf Ehre pocht, und das Einkommen aus gerichtlichen Strafen anstatt aus Honoraren zöge. — In dieser Art unterstreicht man die Unantastbarkeit des Weibes. So erzählt man mir.

Ich habe es selbst nicht erlebt, aber wohl bin ich davon Zeuge gewesen, wie eine Frau einen Mann, der sie aufmerksam — anschaute, einem Schutzmann überwies. Man betrachte das ungeheuerliche Mißverhältnis zwischen der (rein illusorischen) Belästigung, die die Frau erleidet, und dem tatsächlichen, schweren Ungemach, das den Mann, auf ihre Veranlassung trifft. — Die Frau darf die Angabe ihres Namens verweigern, der Mann muß Rede stehen. Die Frau kehrt um die nächste Ecke, der Mann wird festgehalten. — Als ich vor etwa fünf Jahren mit Gustav Mahler das Es-Dur-Konzert von Beethoven probierte, gaben wir uns beide in der gegenseitigen Freude gemeinsamen Wirkens

an dem schönen Werke die sorgfältigste Mühe, und aus der Wärme des Bestrebens entstand wohl etwas so Gutes, als Mahler und ich vermochten. Am Ende des Stückes sprang aber die «Präsidentin» der Philharmonischen Gesellschaft auf und schrie durch den Saal: «Das kann unmöglich so gehen!» («This will never do!»). Es ist bekannt, daß diese Frau (die jetzt selber tot ist) Gustav Mahler das Leben so verbitterte, daß er infolge erlittener Aufregungen seiner letzten Krankheit nicht widerstehen konnte. Sie hat ihn also gemordet. Warum wagt nie jemand, diese Sachen zu berichten? — Weil keiner sich getraut, Amerika zu kränken, und weil Amerika sofort entrüstet ist, sobald es nicht unbedingt gelobt und bewundert wird.

Diese Tatsache, die jeder Ihnen bestätigen kann, beweist besser als irgend etwas die Unreife der Nation. Eine Nation steht um so höher, je mehr sie Kritik verträgt, Selbsterkenntnis besitzt, und sie steht am höchsten, wenn sie über sich zu lachen und zu spotten vermag. So war auch Deutschland noch nicht reif für Heine, und empfand anfangs auch noch den «Simplicissimus» als unbequem. Und doch ist jedes Land durch das fortgesetzte Schimpfen seiner klarsehenden Männer gestiegen, und doch ist das «große Nörgeln» die Aeußerung großer Liebe. Die Italiener haben über sich getrauert, die Franzosen beißend gespottet, die Russen sich aufgebäumt, die Deutschen haben sich zur Befestigung ihrer Nationaltugenden zusammengeschlossen und gerungen. Es gibt nur die Amerikaner, die sich für vollkommen halten. Für rein, stark, allwissend, überlegen, mustergültig, und vor allem — unabhängig und frei!

Die Freiheit fehlt aber von allem am meisten. Sie ist die große Enttäuschung aller neu Hinzukommenden. Man erwartet ja, alles Romantische, Historische, Pittoreske zu missen; man findet sich ab darin, daß Schnelligkeit und Modernität fast völlig versagen, und daß der Begriff vom Werte der Zeit eine Lüge ist; aber man erholt sich nicht von der Abwesenheit der Freiheit, man kommt über die fürchterliche, greifbare, überall einem unbarmherzig entgegentretende Erscheinung der Unterdrückung aller Freiheit nicht hinweg! — Die Dreistigkeit und das Uebergewicht der Frau und das Recht, den Präsidenten öffentlich einen Esel zu nennen, abgerechnet, ist jedes andere unabhängige Betragen verboten, wenn auch nicht durch positive, so durch negative Vorschriften, und vor allem durch die moralische Ausstoßung, die jedem Uebertretenden zuteil wird. Denn alles Unoffizielle ist stillschweigend vorgeschrieben, von der Kleidung angefangen, durch jede Einzelheit aller Situationen, Berufe, Tageszeiten, bis auf die Worte, deren man sich, je nach der Gelegenheit, zu bedienen hat. Uebernommene Moralitäts- und Religionsbegriffe, die man durch Verschärfung zu vervollkommnen glaubt, deren Grundsätze aber nie geprüft werden, geben im allgemeinen den äußern Grund zu diesem Verhalten. — Der wahre innere Grund ist aber den Männern das Geschäft. Die Frage ist nicht, was ein Mann ist, noch wie er denkt, sondern wieviel er verdient. Kunstschulen sind ebenso wie Kirchen Geschäftsinstitutionen. Bietet sich was Besseres, so wird ein Pfarrer morgen Direktor einer Schuhfabrik, ein Schlächter Rechtsanwalt und ein Strolch der Gründer einer Glaubensreform. Letztere macht meistens Glück,

kann ohne Kapital in Szene gesetzt werden und zieht am ergiebigsten aus den Taschen. — Der Amerikaner ist ein unerschrockener öffentlicher Redner und mit seinen 500 Wörtern kann er ad libitum und ad infinitum sich auslassen.

Infolge seiner Primitivität fehlt dem Amerikaner der Humor, der die Blüte der Entwicklung und der Empfindung ist — hingegen neigt er zur Sentimentalität im Rahmen des Respektablen. Die Sentimentalität steht aber im umgekehrten Verhältnis zur Reife und zur Meisterung von Werken und Situationen.

Die Tragik ist fremd, weil sie mit dem Respektablen oft in Widerstreit kommen muß, und allerhöchstens ist es die Tragik der äußeren Umstände, die begriffen wird. Immer bei Wahrung der Moral und dem Sieg der Tugend. Sagt einmal Schumann sehr richtig: «Melodie ist das Feldgeschrei der Dilettanten; fragt nur, welche sie meinen.» So läßt sich das Motiv «Moral» in Amerika mit gleichem Glück anwenden.

Ist man über die Freiheit enttäuscht, über die Langsamkeit und die Antiquiertheit verblüfft und in den Mangel an Schönheit und Malerischem ergeben, so bleibt noch die Hoffnung auf das Gemüt und die Wärme des Umganges.

Jedoch, man weiß, Kinder sind egoistisch und grausam, Unbildung ist roh, und die nach äußerer Sensation hungernde innere Leere bald gleichgültig.

Selbst die Sentimentalität äußert sich weniger im Mitgefühl für den Leidenden als in sittlicher Entrüstung gegen den, der an dem Leiden die Schuld trägt; und macht sich schließlich nur in giftigen Reden und unmenschlichem Bestrafen Luft.

Jeder Europäer, der Amerika kennt, weiß das alles, gibt es jedem anderen Europäer zu, doch keiner sagt und schreibt es offen. Ist die Macht des Geldes wirklich so groß? Und ist sie so wichtig? — Mir scheint hier eine Gefahr vorzuliegen, der vorzubeugen wichtiger sein müßte. Es droht, daß unsere durch Jahrhunderte schwer errungenen sittlichen Erkenntnisse unterdrückt werden, daß unser Geschmack heruntersteige, daß die Freiheit gemordet werde.»

Busoni hat nun freilich damit nicht recht, wenn er annimmt, die Amerikaner verstünden sich selbst gar nicht zu kritisieren. Allerdings wußte man 1915 weniger darüber als heute, da zum Beispiel auf dem vergangenen Weihnachtsmarkt die amerikanische Literatur einen ganz großen Raum einnahm. Die Amerikaner sind gerade Mode geworden. Vor einigen Jahren noch nahm man den bekanntesten unter den neuen Amerikanern, Jack London, viel weniger als Gesellschaftskritiker denn als einen Erzähler von Abenteurergeschichten. Upton Sinclair wurde unterdrückt. Und womöglich in «besseren Kreisen» totgeschwiegen. Der Ruhm von Sinclair Lewis, der eigentlichen Spottdrossel über amerikanisches Spießertum, dringt erst in den letzten Jahren durch. Aber in ihm und den Genannten und noch einigen anderen sind ernste und mit Humor begabte Kritiker erstanden, die sich als Amerikaner keineswegs mehr für vollkommen erachten, sondern die Ausartungen in ihrer eigenartigen Heimat schonungslos zur Schau stellen. Auch den Kritiker an sich, der im Gesellschaftskritiker naturgemäß aufgeht, brachte das neue Amerika in *H. L. Mencken* hervor. *Mencken*, der vielleicht allzusehr dem Puritanismus ursäch-

liche Bedeutung an den Ausartungen des Amerikanismus beimaß, der allzusehr und fälschlicherweise an die Freudsche Triebverdrängung und an das angeblich daraus entstehende Unheil zu glauben scheint. Aber nicht darin dürfte seine Bedeutung liegen, wohl aber im schonungslosen Wahrheitsmut, mit dem er alles geißelt, was die standardisierte amerikanische Sonntagsschulmoral zu sagen nicht erlaubt. Keinen heilen Faden lasse er an Amerika, wurde ihm vorgeworfen. Als einer seiner Freunde Mencken dazu bringen wollte, Amerika wenigstens die Tatsache gutzuschreiben, daß es ihn hervorgebracht und ertragen habe, antwortete er: «Sagt' ich's nicht immer: Sogar mit so mißlichen Details gibt es sich ab!»

Außer dem anscheinend gerade zur Mode gewordenen Lesen neuerer amerikanischer Autoren, unter denen auch Namen wie Hergesheimer («Tampico»), Lindsay («Die Kameradschaftsehe»), Dreiser («Eine amerikanische Tragödie», «Die Giganten») hervorzuheben wären, hat uns das moderne Amerika in den letzten Jahren ein weiteres, zum Teil äußerst fragwürdiges Kunstgeschenk übermittelt, die Jazzmusik. Ich erwähne sie darum, weil sie uns als etwas typisch Amerikanisches zu Gehör gebracht wird und weil in ihr ein Element zum Durchbruch kommt, das wohl auch zu einer der Komponenten gehört, welche eine eigenartige Note ins Amerikanische hineinbrachten, das Afrikanische. Bei der jungen Entwicklung Amerikas vor ein paar Jahrhunderten importiert, hat dieses fremde, starke Element sich in dem unentwirrbaren Gemisch doch deutlich herausgehoben. In der historischen geistigen Entwicklung des politischen und geistigen Amerikas

gab die Negerfrage immer wieder einen Grundton, bildete neben der Indianerbekämpfung und -unterdrückung auch den Stoff zu den frühesten uns bekannten literarischen Werken («Onkel Toms Hütte»). Unter den neuesten literarischen Erzeugnissen, die wir aus Amerika erhalten, dringt dieser Ton abermals durch und ich möchte ihn darum hervorheben, weil er uns zwei Erscheinungen deutlich vor Augen führt: einmal, daß es geistig keine Rassenunterschiede gibt; dann aber, daß der proletarisierte, unterdrückte, darniedergehaltene Mensch aus seiner Empfindungswelt heraus geistige Werte zu bieten hat, die uns in unserer Zeit besonders berühren sollten, wie ich sie auch an den später zu behandelnden Autoren hervorkehren möchte und wie sie in der neuesten *Negerlyrik* ihren Ausdruck finden.

Ich sagte, wir sähen aus dieser Negerlyrik einmal, daß es geistig keine Rassenunterschiede gebe. In dem eben erschienener Buch *«Afrika singt»*[1], das Nachdichtungen nach Gedichten meist junger, teilweise akademisch gebildeter Neger enthält, finden wir einerseits Sonette und Verse, die nichts spezifisch Negroides enthalten, die, möchte man sagen, von typischer internationaler Kunstlyrik, von der Kunst für die Kunst in nichts abweichen.

Der starke Baum.

Der starke Baum! Er weiß durch Fels und Sand
Sein Wurzelwerk tief in den Grund zu strecken.
Er ragt, wenn Dürre schleicht durchs bleiche Land.
Er ragt empor in der Gewitter Schrecken.

---

[1] «Afrika singt»: Eine Auslese neuer afro-amerikanischer Lyrik, herausgegeben von Anna Nußbaum. F. G Speidelsche Verlagsbuchhandlung, Wien und Leipzig, 1929.

Der starke Baum! Er greift bis in den Schoß
Des Bodens, wo tagfremde Quellen tauen
Um Ringelwürmer blind und gräßlich groß,
Um Unterweltgebilde voller Grauen.

O Wachstum, schicksalsbunt und stets umflossen
Vom wilden Reichtum dieser Weltenbahnen,
Dem ganzen Sein im Innersten erschlossen,
Dem Honig wie dem Stachel aufgetan,
Dem Kraftgebot der Wandlungen ergeben,
Baum, stark in tausend Stürmen — du bist Leben!

Claude McKay.
(Nachdichtung von Josef Luitpold.)

Oder in ähnlicher Weise formvollendet, nun aber den Rassenkonflikt zum Inhalte nehmend:

Die neuen Kameraden.

Die Sonne schimmert golden und warm,
Die Sterne glühen im Kreis
Und darunter schlendern Arm in Arm
Zwei Jungen schwarz und weiß.

Und hinter Gardinen steh'n empört
Die Alten und seh'n und späh'n,
Und alle finden es unerhört,
Daß die beiden zusammengeh'n.

Sie aber achten die Blicke nicht,
Als ob keiner von ihnen wüßt',
Und sehen kein Wunder darin, daß das Licht
Ihre Scheitel brüderlich küßt.

Countee Cullen.

(Nachdichtung von Josef Luitpold.)

Vor allem jedoch dringen wirklich afrikanische und zugleich Töne der Klage, des Schmerzes durch. Schmerz und Empörung der von der «weißen Bestie», wie sie Jack London nennt, getretenen Kreatur, die eindrucksvoller sind als das Formelle, das man vielleicht in diesen Gedichten als afrikanische Klangfarben nachweisen könnte:

Versklavt.

Denk' ich an meiner Rasse lange Qualen,
Wie sie gelebt, von jedem Recht verbannt,
Versklavt, verhöhnt, gelyncht zu tausend Malen
In diesem westlich großen Christenland,
Und in dem eignen schwarzen Land verlassen,
Beraubt um angebornes Recht und Glück:
Mein Herz wird schwer wie Blei und krank von
Hassen
Um meines heimatlosen Volks Geschick;
Dann aus der Seele nächtlich tiefsten Gründen
Zum Racheengel rasend ruft mein Mund:
Der Weißen Wunderwelt soll ganz verschwinden,
Hinabgerissen in der Erde Schlund,
Oder ein rauchend Sühneopfer sein,
Mein Volk vom alten Joche zu befrei'n.

Claude McKay.
(Nachdichtung von Anna Siemsen.)

Und endlich Dichtungen heutiger Neger, die im Ton ihrer alten, sentimentalen Volkslieder, Blues geheißen, dem Proletarierempfinden der Erniedrigten und Beleidigten beredten Ausdruck verleihen. (Die hier nachfolgenden Gedichte sind von *Hermann Kesser* ins Deutsche nachgedichtet.)

Uebler Bursche.

Bin ein übler, übler Bursche,
Jeder hat mich auf dem Strich,
Bin ein Bursche, übel, übel,
Jeder schimpft auf mich.
Nur der Schnaps und die Schlechtigkeit
Sind bei mir allezeit.

Hau' mein Weib durch
Und das kleine Mädel,
Schlag' hin, schlag' drauf,
Mädel, Frau, Frau, Mädel,
Muß immerzu prügeln,
Sonst hab' ich den Dreh im Schädel.

Bin ein schlechter Tropf,
Will nicht anders sein!
Bin ein übler Bursche,
Will kein braver Kerl sein!
Dem Teufel die Hand,
Freu' mich auf seine Kohlen,
Möcht' nicht in den Himmel hinein,
Auch wenn sie mich holen!

Langston Hughes.

(Nachdichtung von Hermann Kesser.)

Die typischen Resultate einer rücksichtslos-falschen Erziehung drücken sich in diesen primitiven und durch ihre Einfachheit so eindrucksvollen Versen aus. Der Trotz, der mit nichts mehr rechnet, der die Verzweiflung und den Haß des Ohnmächtigen gebiert und letzten Endes auch dem ungeschickten, brutalen Erzieher das Recht zu geben scheint, mit seiner Prügelmethode weiterzufahren.

Barfüßer-Blues.

Tiefer Schnee und keine Schuhe,
Eis und Kälte, Hundeleben,
Ohne Schuhe, nackte Füße,
Konnte kaum die Beine heben.
Durch die ganze Stadt geschlappt.
Niemand wollte Arbeit geben.

War ein Gasthaus, hatte Hunger,
Magen war wie Eis und Schnee,
Wollte einen Bissen kriegen,
Füße waren rauh und weh.
Gastwirt fragte nach dem Geld,
Warf hinaus mich in den Schnee.

War schon lang die Miete schuldig,
Alte wurde ungeduldig,
Wollte alles mir verkaufen,
Mußte mit der Alten raufen.
Hab' sie nur am Arm gerissen,
Haben mich ins Loch geschmissen.

Ohne Schuhe, nackte Füße,
Muß ich sitzen, still und krumm.
Schweigend sitzen im Gefängnis,
Ganz verdreht und steif und dumm.
Stiere in den Schnee hinaus:
Hilft denn keiner mir heraus?

Alexander Lewis.
(Nachdichtung von Hermann Kesser.)

Selbstmord.

Mein liebster Mann ist weg,
Hat eingepackt, ist fort,
Mein schlechter Mann ist weg,
Kein Blick, kein Gruß, kein Wort.

Nichts ist bei mir geblieben,
Bin allein und stumm,
Kein Mann da, mich zu lieben:
Ich geh' und bring' mich um.

Will mir ein Messer kaufen,
Zehn Zoll lang, scharfer Schliff,
Will auf die Straße laufen,
Das Messer fest am Griff.
Zehn Zoll tief geht ein Stich!
Er oder ich?!

Nein! Lieber in den großen Strom hinein,
Bis auf den Grund sind neunundachtzig Fuß,
Viel schöner in so dunklem Wasser sein,
Bis auf den Grund von neunundachtzig Fuß.
Tief ist das Wasser und fließt still hinaus.
Viel Platz! Ein armes schwarzes Mädel ruht sich
aus.

Langston Hughes.
(Nachdichtung von Hermann Kesser.)

Heimweh.

Eisenbahnbrücke, trauriges Lied in der Luft,
Auf harten Geleisen!
Eisenbahnbrücke, hoch in der Luft,
Singendes Eisen!
Fahren die Züge vorbei,
Möcht' ich immer verreisen.

Muß leiden,
Was nie ein Neger litt,
Schleiche zum Bahnhof,
Angst jeder Schritt.
Nimmt mich kein Wagen
Nach dem Süden mit?

Heimweh, ihr Herren,
Ist ein beißender Hund,
Heimweh, ihr Damen,
Macht krank und wund,
Mein Elend will heulen,
Es würgt mich im Schlund,
Aber ich lache
Mit offenem Mund.

Langston Hughes.
(Nachdichtung von Hermann Kesser.)

Von dem, was der Kleinbürger gern liest, zu Jack London

Ich beginne mit einem weiteren Negergedicht:

Der Kellner.

Er trägt die schwere Platte weg
Mit dienstbefliss'nem Gruß.
Die Damen greifen das Besteck
Und sehen seinen Fuß.

Er schreitet, unerkannter Held,
Nimmt Glas und Teller mit.
Zehntausend Jahre Dschungelwelt
Gibt Sohlen solchen Tritt.

Er spielt, beherrschten Hohn im Blick,
Ergebene Natur.
Halb zwingt er seinen Stolz zurück,
Doch halb gelingt es nur.

Denn durch die Dienermaske bricht
Das Dschungelelement:
Ein Kupferhelm, auf den das Licht
Der heißen Sonne brennt!

Countee Cullen.
(Nachdichtung von Josef Luitpold.)

Halten wir uns den Ausgangspunkt des Gedichtes, den Kellner, vor Augen. Hausknecht ist ein anderes dieser Poeme betitelt, Waschfrau ein drittes und so weiter. Die Lyrik weist — übrigens nicht nur in Amerika, sondern gerade auch bei uns — neue Helden, neue Stoffgebiete auf. Die jahrhundertealte Konvention darüber, was als poetisch gilt, ist durchbrochen.
Die eine Gruppe der Negerdichter waren Gebildete, Intellektuelle, Lehrer und Lehrerinnen, Universitätsdoktoren, die andere Hausknechte, Bediente, Werftarbeiter, Barmänner, Kellner (Claude McKay); ein weiterer fristete sein Leben als Matrose, Portier in einem Kabarett des Mont Martre, als Koch, Pastetenbäcker, Hotel-Laufjunge (Langston Hughes), bis ihre Begabungen erkannt und sie in die Schriftstellergilde aufgenommen wurden.
Die vier weißen Autoren, denen wir uns nun hauptsächlich und endgültig zuwenden wollen, haben unter ihren Erwerbsbetätigungen gleichfalls die bunteste Liste von Beschäftigungen aufzuweisen. Durch was für «niedrigste» Arbeiten hindurch mußte nicht Jack London, bevor er sich seine Bildung abrang? Durch welches Elend hindurch mußte nicht Upton Sinclair, obzwar gerade er, der konsequenteste Parteipolitiker der Linken, vor allem die Not des geistigen Proletariers durchzukosten bekam? Sinclair Lewis, man möchte sagen, echt amerikanisch, machte in seinen Studentenjahren Reisen als Stallknecht auf einem Viehtransportdampfer, griff periodisch zur Handlangerarbeit, wenn es nicht anders ging. Traven schildert uns genugsam, wie er durch harteste Handlangerarbeiten hindurch mußte, um sein Leben zu fristen. Die Welt scheint vorurteilsloser da drüben — man scheut sich nicht,

zuzugreifen. Man wird schließlich materiell erfolgreich mit der Feder, nachdem man vom Kehrichtschaufler auf gedient hat. So beginnt sich die alte Sage vom amerikanischen Emporkömmling auch in den Schriftstellern zu bestätigen.
Aber uns ist etwas anderes wichtiger. Wir spüren in allen den vier Genannten nicht «nur» den Gesellschaftskritiker. Wenn auch Jack London und Traven im tiefsten Grunde mehr vom eigentlichen Proletariererlebnis in sich haben und gestalten als Upton Sinclair und Sinclair Lewis, die ich in diesem Sinne als spezifisch intellektuelle Gesellschaftskritiker bezeichnen möchte. Aus diesem übermaterialistischen Amerika sind uns Dichtungen entstanden, die, ob gewollt oder nicht, unmerklich mehr sozialen Gärungsstoff enthalten als die meisten entsprechenden Europäerbücher. Gerade, weil die Autoren am eigenen Leibe verspürten, wo sie herkamen und wo sie durchmußten.
Unsere heutige Generation war Augenzeuge eines der wildesten sozialen Erdbeben, welches die Menschheit je erschütterte. Alle Gesellschaftsschichten wurden wenigstens vorübergehend davon durcheinandergewirbelt, und waren gezwungen, aus ihren trotz allem noch vielfach fast unversehrten, privilegierten Abzäunungen heraus die Krämpfe ungeheurer Massen mitanzusehen, die doch an unzählbaren einzelnen Kleinen und Allerkleinsten sich kundgaben. Diese ungezählten Einzelnen gelangten wiederum, wenigstens vorübergehend, zur Beachtung, zur Kraft, zur Macht, auch, wo sie der Vernichtung anheimgegeben, wo sie Kanonenfutter waren. Kein miterlebender Dichter von Format vermochte und vermöchte im Grunde an ihnen vorbeizusehen. Keiner das ungeheure Gleichnis verkennen, das in jedem einzelnen von

ihnen Allgemeinbedeutung erlangte. Es ist in diesem Zusammenhang sicher kein Zufall, daß die unbekannten Soldaten Denkmäler erhielten, daß die Namenlosen des Alltags, der Arbeit zu Helden der Dichtwerke aufwuchsen. Gewiß hatten sie schon bei Zola, bei Dickens, bei Dostojewski, Tolstoi und Gorki unter anderen ihre Vorläufer. Im Zeiterlebnis, bei Barbusse («Le feu»), bei Upton Sinclair («Jimmy Higgins»), bei Remorque («Im Westen nichts Neues»), bei Arnold Zweig («Der Streit um den Serschanten Grinha») ragten sie neuerdings hervor, wurden sie zu Erschütterungen für ihresgleichen, für die Arbeiter, für die «breitesten Schichten der Bevölkerung», für diejenigen, für welche eigentlich bis dahin die Literaten nicht geschrieben hatten, wenigstens nicht mit solcher ungeschminkten Realistik aus ihren Kreisen und Erlebnissen heraus.
Selbstverständlich gibt es stetsfort ein gewisses Literatentum der Intellektuellen, das trotz der Unversieglichkeit schöpferischer Einfälle in den bisherigen konventionellen Motiven weiterschafft. Kunst für die Kunst und Kunst für die Gebildeten existiert nach wie vor. Sie gehört auch weiter wie bisher schon denen unter den Proletariern ebenfalls, die sich zu ihrem Verständnis durchgerungen haben. Aber es dünkt mich, daß deutlicher denn je eine schöpferische Kraft von unten, wenn man nach wirtschaftlichen Standorten die Menschen so einteilen wollte, nach oben vordringt und dabei sichtbar oder unsichtbar eine Führung der Geister erstrebt, der Geister, die geweckt werden müssen, um sich in ihrer Massenhaftigkeit auch ihrer Bedeutung bewußt zu werden und den ungerecht Privilegierten einen Teil ihrer Vorrechte zu entringen, um derentwillen die Enterbten mehr als

erniedrigt und beleidigt, unterdrückt und ausgebeutet werden.
Aber es ist nicht so einfach mit der geistigen Führung der Arbeiterklasse. Es ist nicht so einfach, mit Literatur die proletarischen Leser für sich zu gewinnen. Es ist nicht so einfach, soziale Literatur zu machen. Es ist auch gar nicht so einfach, Literatur vom Gesichtspunkte der Klassen zu klassifizieren, schon darum, weil einerseits gute Literatur allseitig orientiert, in dem Sinne sozial und klassenlos ist und weil andererseits einzig die Traditionen und Konventionen der bisher führenden und herrschenden Klassen das Literaturbedürfnis und -verständnis der proletarischen Schichten durchdrungen haben und weil die Mehrheit der Vertreter jeglicher noch so scharf sich abspaltenden Klassen der einen Menschensorte angehört, die man Kleinbürger nennt. Kleinbürgerliche Mentalität bestimmt einen großen Teil der für ein Lesepublikum schreibenden Schriftsteller, Motive und Gesinnungen nach ihr zu gestalten, mitunter mit höchster Meisterschaft und mit einer Objektivität, die schließlich die Diskussion, ob dies nun soziale Literatur sei oder nicht, erübrigt. Daß die betreffenden Autoren dabei ganz und gar vom Standorte der Besitzenden und sie Bezahlenden aus schreiben, in diesem Sinne unwissentlich Tendenzschriftsteller sind, wird kaum je beachtet. Wie sehr die wirkliche Künstlerschaft, die Fähigkeit des unmittelbaren Darstellen- und Gestaltenkönnens für den Massenerfolg nicht ohne weiteres ausschlaggebend ist, scheint mir an folgender Gegenüberstellung sich zeigen zu lassen: Der überzeugte, theoretisch zur sozialen, ja zur kommunistischen Idee bejahend sich einstellende Geist, der mit dem ganzen Rüstzeug der Bildung und

Wissenschaft in den Dienst jener Sache tritt, der die Tendenz seiner Kunst — künstlerische Fähigkeiten bei ihm vorausgesetzt — auf seine Fahne schreibt, der zumeist als schonungsloser Kritiker der bestehenden Welt, der herrschenden Klasse, der Auswüchse der Kapitalwirtschaft seine Werke gestaltet, dieser wissentlich tendenziös schaffende Künstler muß es erleben, daß er trotz allem die Anhängerschaft der großen Menge, für die er wirkt und sich hingibt, zunächst nicht gewinnt. (Das anfängliche Los eines Upton Sinclair.) Ihm zur Seite zu stellen wäre etwa der politische Führer, der seinerseits Wissen und Bildung der sozialistischen Arbeit widmet und der selbst, wenn er als Parlamentarier eine gewisse Parteibedeutung erhält, eben darum, weil er von der Seite der akademischen Intellektuellen herkommt, kaum je das innerste Vertrauen seiner Wähler erringt.
Ihnen beiden gegenüber der Handlanger, der ehemalige Gelegenheitsarbeiter, der Prolet, der natürlich an ursprünglicher Begabung dem akademischen Intellektuellen keineswegs nachzustehen braucht, der aber sein ganzes Leben lang mit lückenhafter Bildung zu ringen haben wird, — dieser für den hochdifferenzierten Intellektuellen fast ungebildet anmutende Versammlungsredner erobert trotz den banalsten Gemeinplätzen die Herzen der Menge im Sturm, der proletarischen und auch der kleinbürgerlichen Menge, und wird, bei all seinen Mängeln mitunter, der wahre und auch nicht der schlechteste Führer der Massen. Ihm zur Seite der Publizist, der Schriftsteller, der Dichter, der, vielleicht ebenfalls mit lückenhaftem oder aufs mühsamste nachgeholtem Wissen, wohl aber frei von Konventionen und Traditionen, mit den Kombinationsfähigkeiten des schöpferischen Geistes be-

gabt, aus dem Proletariat auftaucht und von den Proletariern mit Recht und ohne Bedenken als einer der Ihrigen anerkannt wird. (*Jack London.*) Man könnte vom Standpunkt des Bildungsphilisters geneigt sein, die Frage nach den Ursachen dieser Erscheinung dahin zu beantworten, daß eben das Niveau des Lesepublikums an die Ausdrucksweise des höhergebildeten Autors — bleiben wir bei der Literatur — nicht herankomme. Wer aber den durch das Kleinbürgerliche nicht vergifteten (nota bene seltenen) Arbeiterleser genau kennt, stößt auf die überraschende Tatsache, daß er, wo er in komplizierteste wissenschaftliche und schöngeistige Literatur sich «versteigt», wo er sich mit seiner Urfähigkeit des Wissenwollens unmittelbar an die Probleme heranmacht, sehr oft die Probleme grundsätzlicher, durch Einzelkram unbeeinflußter erwägt als mancher gebildete und verbildete Akademiker, und zwar auf Grund einer ebenfalls in ihm vorhandenen Urfähigkeit, die nicht von der Bildung abhängig ist, der Fähigkeit, abstrakt denken zu können. Dies eine Erfahrung, die eine ärztlich-psychologische Sprechstunde immer wieder bestätigt. Es ist erstaunlich, mit welchem Weitblick der Lebenslogik der junge Jack London den akademischen Bildungsstoff im Sturme bezwingt und, von keiner Theorie angekränkelt, später verwendet. Höchstens, daß man seine Anschauungen, wie übrigens auch diejenigen von Sinclair Lewis, als durch und durch naturwissenschaftliche bezeichnen könnte.

Tendenz*los* aber ist eine Kunst nicht nur, wenn sie von den Problemen, die eine Zeit aufwühlen, die einer Zeit bevorstehen, absieht oder wenn sie lediglich über den Wolken schwebt, Landschaft, Himmel, Meereswogen, Wettersturm, Liebe und

sogar Menschen beschreibt, die außerhalb der wirtschaftlichen Grundfluten der Welt sich bewegen, die am Bestehenden, auch am ästhetisch Geltenden nicht rütteln, sondern sich an die immerhin weiten, erlaubten, von der geltenden Kritik frei gegebenen Darstellungsweisen halten. Der literarische Kritiker der maßgebenden Intellektuellenpresse weiß vielleicht gar nicht, wie sehr er sich seiner Schul- und politischen Bildung anpaßt, wie sehr er sich von der herrschenden und im schlimmen Falle ihn bezahlenden Klasse bestimmen läßt, die mit unsichtbaren Gewehr-bei-Fuß-Organisationen für den Bestand der Dinge sorgt und die verborgene Macht unerbittlich ausübt, deren Mentalität wir alle erliegen, sofern wir uns nicht davon unabhängig zu machen verstanden. Höchste Leistungen auf ihrem Spezialgebiete vollbringen hier die technisch-künstlerisch hochkultivierten Schöpfer. Und dennoch wissen sie oft nicht, daß sie ebenso Tendenzkünstler, politisierte Künstler sind, wie diejenigen, die einseitig nur den Klassenkampf zum Darstellungsgegenstande nehmen, die ausschließlich die Umgestaltung der Welt im wirtschaftlichen, sozialistischen Programm zu befürworten trachten. Wahre Kunst, um diesen Gemeinplatz hier in richtiger Beleuchtung anzuführen, wird stets über den Dingen stehend einsetzen, aber außerhalb des gesprengten Horizontes der von nationalen, nationalökonomischen, kapitalistischen Gesichtspunkten wissentlich oder unwissentlich abhängigen intellektuellen Spezialisten.

Es gibt zweifellos eine Menge intellektuell hochstehender Autoren, welche die Augen vor den Mißbräuchen und Gegensätzen, vor den unsäglichen Ungerechtigkeiten der Welt, vor den unvorstellbaren Härten der Mitmenschen, unter denen wir

leben, nicht verschließen wollen. Gesellschafts*kritiker*, die Mut aufweisen, die sich nicht scheuen, die Laster und Korruptionen der Klasse, aus der sie stammen, aufzudecken und den Glauben an die Vollkommenheit der besten dieser Welten zu erschüttern. Die einen, welche die Mängel und Roheiten der «unteren Schichten» geißeln, dadurch den Beifall der «oberen Zehntausend» gewinnen, gelangen beim Volke, beim Proletariate gleichsam aus geistigem Selbsterhaltungstrieb nicht zu Gehör. Die anderen, welche die eigene, bevorzugte Kaste züchtigen, finden bei ihr nicht ohne weiteres Ablehnung, im Gegenteil, werden von ihr gelesen, gehört, oft aber um minderwertigerer Beweggründe willen, als es den Kritikern selbst lieb ist: aus Schadenfreude, aus Klatsch- und Skandalsucht, aus Neid und pharisäischer Selbstverblendung. *Der Kleinbürger liest mit Vergnügen von seinen eigenen Fehlern, wenn sie nur anderen nachgesagt werden.* Wenn sie keine Forderung nach Korrektur an ihn stellen. Solange übrigens der in diesem Falle bürgerliche Autor witzig, geistreich, humoristisch und besonders auch gestaltend eindrucksvoll bleibt, erringt er die restlose Anerkennung derjenigen, von denen er herstammt. (Mark Twain.) Und obschon die Proletarier allen scheinbaren Grund hätten, ihn für sich zu beanspruchen, folgen sie ihm doch nicht oder nur mißtrauisch und nur insoweit, als eben die literarisch-bürgerliche Ideologie auch bei ihnen schon Eingang gefunden hat. Es gibt in jedem literarischen Erzeugnis eine Gesamtheit der Ausdrucksweise, der Motivierung, der Gesinnung, die zwar von den meisten Lesern nicht logisch abgeleitet zu werden vermöchte und die doch in der Totalität den Standort, den Geist des Autors unweigerlich

verrät. Gar nicht zu reden von jenem großen Teil proletarischer Leser, die nicht anders denn die bürgerlichen Kleinbürger den gesellschaftskritischen Autor ablehnen, darum, weil er demjenigen nicht entspricht, was sie zu lesen begehren: von jener Welt der Grafen und Barone, Offiziere und reichgewordenen amerikanischen Zeitungsjungen, die das arme Ladenmädchen schließlich doch heiraten, Geschichten, wie sie ihnen die billigste Presse in ihren Feuilletons und der abgefeimteste Kolportageverleger am leichtesten zugänglich machen.

Und doch sollte der wahre Künstler, der objektiv gestaltende, imstande sein, zumal, wenn er wissentlich die Sache der sozialen, der sozialistischen Weltentwicklung vertritt, die Lesermengen, um derentwillen er kämpft, letzten Endes für sich zu gewinnen. Vielleicht läßt sich gerade an den beiden Amerikanern Jack London und Upton Sinclair zeigen, inwieweit dies gelungen ist.

Aber kehren wir noch einen Augenblick zu einigen unserer größten sozialen Dichter zurück, um sie vom Standpunkte aus zu beurteilen, bis zu welchem Grade sie bei uns wirklich die Massen, das Proletariat, erobert haben. Gibt es einen deutschen Dichter, von dem wir behaupten können, er habe dies Ziel erreicht? Vielleicht Gerhart Hauptmann mit den «Webern». Unter den Franzosen ragt einer hervor, dem es zweifellos gelang: Emile Zola. Sein Mittel: Ein so geradezu wissenschaftliches Durchdringen aller in Betracht kommenden Fragen, in einem gigantischen Oeuvre, eine so genaue Kenntnis der tatsächlichen Verhältnisse, der volkswirtschaftlichen und sozialen Grundlagen, daß seine Darstellungen die Empfindungswelt auch des letzten Proletariers und besonders des von ihm so

furchtbar gezeichneten Kleinbürgers angreifen mußten. Dahinter die ungeheure Persönlichkeit des um der Wahrheit willen zum Märtyrer werdenden Helden, aber auch des aus bescheidensten proletarischen Verhältnissen sich emporringenden Individualisten, der trotz seinem Erfolge den Appell an die Solidarität nie vergißt. Romain Rolland und Henri Barbusse gewissermaßen als seine Schüler. Balzac, Victor Hugo, Stendhal und Flaubert, die letzten beiden besonders wegen ihrer eisigen Objektivität als Gesellschaftskritiker neben ihrer künstlerischen Meisterschaft, als Vor- und Mitläufer. Unter den Engländern vielleicht als erster sozialer Dichter Dickens. Immer mit dem reinlichen Trennungsstrich zwischen höheren und niederen Gesellschaftsschichten, denen es nach ihm buchstäblich nicht gut tut, wenn sie sich beispielsweise in der Ehe miteinander vermengen. Und dennoch ein Darsteller des Armeleuteelends, der proletarischen Not, ein Erwecker des Gewissens der Privilegierten und Herrschenden, das nur aus der Tatsache entspringen konnte, wie sehr der Dichter selbst der Armut Bitternisse erfuhr und wie sehr er die längste Zeit seines Lebens immer ein Proletarier gewesen sein dürfte. Ihm gegenüber Bernard Shaw, der Meister der Ironie, von den Intellektuellen herkommend, das Rüstzeug seines fast wissenschaftlichen Weltblickes mitbringend, zunächst weniger zur Solidarität aufrufend, als die Krebsschäden und Folgeerscheinungen der Mammonswirtschaft und der menschlichen Gesinnungslosigkeit unnachsichtlich geißelnd. Und trotz seiner unzweideutigen Stellungnahme für sozialistische Programme nicht so tief im proletarischen Volkstum wurzelnd, wie vielleicht der nichts als philanthropische Dickens, der

teilweise ein Proletarierdichter im eigentlichen Sinne genannt sein könnte. (Es war ein guter Griff der Büchergilde Gutenberg, dieser Buchgemeinschaft, die schöne Bücher zu erstaunlich billigen Preisen im Volke zu verbreiten sich bemüht, die traurige Geschichte von Oliver Twist, dem ursprünglich zum Taschendieb abgerichteten Heimatlosen, weiten Schichten in einer prächtigen Ausgabe zu vermitteln.) Gedenken wir noch unter den Flämen de Costers mit seinem revolutionären Till Uilenspiegel (den die Büchergilde ebenfalls in einer prächtigen wie wohlfeilen Ausgabe herausbrachte), de Costers, der darum vielleicht nicht ganz zu den Revolutionären gehört, weil er in geschichtlichem Gewande Distanz herstellte und der Gegenwart nicht direkt an die Nieren griff, wie etwa Barbusse, und just eben die neuen Amerikaner. Gedenken wir endlich einiger Skandinavier, Björnstjerne, Björnsons, Knut Hamsuns, welche der proletarischen Not mehr bäuerlicher Kreise Ausdruck verleihen. Not der ihre Muskelkraft verbrauchenden, Hypothekarzinsen zahlenden Besitzer ihres «eigenen Grund und Bodens», die sich darum verpflichtet wähnen, der Ideenwelt ihrer sie besitzenden Gläubiger mit Leib und Blut beispringen zu müssen. Und endlich die Russen: Hier beginnt die Revolution in der Literatur. Hier wird sie vorbereitet, wie seinerzeit die bürgerliche französische Revolution. In der Gesellschaftskritik. An Geist und Können hoch über allen der stets proletarisiert werdende Dostojewski, der uns davon in seinen Gestalten immer wieder Zeugnis ablegt, der, wenn er sich auch die Märtyrerkrone durch seine Unterwerfung unter den Zaren nach vier Jahren Zuchthaus verscherzte, im Grunde doch nie seine Leiden eines Niedergetretenen und vom Verlagskapitalisten Aus-

gebeuteten verleugnen konnte, der, obschon er sich theoretisch zu einer konservativen Weltanschauung bekannte, sich schöpferisch dennoch stets in den Erniedrigten und Beleidigten auslebte und in ihnen nicht nur das kleinbürgerliche, sondern auch das proletarische Ressentiment wiedergab. Gewisse Lösungen suchend in seinen abgeklärtesten Typen, die sich schließlich ins Uebersinnliche, Transzendentale und Religiöse flüchteten und vielleicht materiellen, wirtschaftlichen Fragen, wie sie in seinen Werken eine auffallend nebensächliche Rolle spielten, ausweichend. Dafür erfüllten sie seine Alltagswirklichkeit nur um so mehr. Bei Dostojewski, bei Gogol, bei Gribojedow, bei Andrejeff, bei Alexander Block, bei all diesen schöpferischen Intellektuellen, bei den ausgesprochen politischen dann wie Herzen, Bakunin, Krapotkin, spüren wir in ihren literarischen Erzeugnissen irgendwo das Feuer des revolutionären Denkens schwelen, den Protest der Erkennenden gegen die bestehenden Gewaltmächte. Und dann unter ihnen der scheinbar demütige Heilige, Tolstoi, mit seinen ernsten Versuchen, die ihm nie ganz geglaubt werden, gleich den Armen zu leben, der aber doch die Enterbten und Unterdrückten trotz seiner gräflichen Abstammung genau kennt und darstellt und auch von ihnen restlos anerkannt würde, wenn er nicht allzuoft die Faust in der Tasche geballt und dem passiven Erdulden das Wort geredet hätte. Kein Zweifel, in proletarische Schichten gedrungen sind Tolstois und sogar Dostojewskis Schriften, so kompliziert sie auch sein mögen, weit mehr aber noch, gerade, weil er einfacher ist, Maxim Gorki mit seiner Psychologie des Barfüßlers. Und Gorki ist nun einer der Ihren, eben, weil er aus der Geburt von ihnen entsproß.

Für die Leser englischer Zunge mag Jack London in vielem die Bedeutung Maxim Gorkis, des Barfüßlers, des ureigentlich aus dem Lumpenproletariat emportauchenden Dichters, gewonnen haben. Und es ist auch gleich hervorzuheben, daß er zum Beispiel im vorrevolutionären Rußland längst bekannt war, gelesen wurde und in die populärsten Ausgaben gelangte, dieweil sein Name bei uns bis vor ganz kurzem auch unter Gebildeten einen recht mittelmäßigen Klang hatte. Aber draußen, im ungeheuren englischen Sprachbereich, im größten neben dem chinesischen, erlebte er schon zu Lebzeiten riesige Bücherauflagen, denen Zolas vergleichbar. Uns wurde er in letzter Zeit eigentlich dadurch entdeckt, daß die Arbeiter und ihre Führer nach Literatur suchten, die von ihnen aus kam, die unverfälscht aus ihren Kämpfen und ihrer Mentalität entsprungen war, und es zeugt von wahrer Erkenntnis des Dichters London, wie von dessen innerster Sinnesart, daß auf keinen so ausgesprochen wie auf ihn die Wahl fiel. (Die prächtige Gesamtausgabe, welche die Büchergilde Gutenberg ihren Mitgliedern so wohlfeil vermittelt, war ein vorzüglicher Griff.) Lange Zeit schien Jack London von den eigentlichen literarischen Größen, in gewissem Sinne von den Kritikern der bürgerlichen Presse, von den entsprechenden Verlegern bei uns nicht bemerkt worden zu sein. Neuerdings aber wird sein Werk, seine von Taten und Abenteuern überreiche Fabulierungskunst überall aufgenommen, vielleicht ein Beweis dafür, daß wahre Kunst letzten Endes doch tendenzlos ist oder besser, daß ihre Tendenz nie als solche wirkt. Mancher, der Jack London liest, dürfte nicht wissen, mit welchem rebellischen und im tiefsten Sinne revolutionären Geist er sich abgab — schadet

nichts —, etwas von diesem Geiste wirkt hoffentlich stärker als jegliche programmatische und unverhüllte Tendenz.

Seinen beispiellosen Erfolg in Amerika erlangte Jack London sicher auch nicht darum, weil er sich als Tendenzschriftsteller ausgenommen hatte. Im Gegenteil. Die politischen Krallen zeigten sich bei ihm erst allmählich und unverhüllt in seinen eigentlich politischen Schriften. Wie er zum Ruhme gelangte, schildert Jack London im Grunde in einem seiner packendsten Romane, in «Martin Eden» (1909). Der zwanzigjährige Segelschiffmatrose Martin Eden balgt einen reichen Bürgerbuben aus einer Rauferei heraus und wird zum Dank in dessen elterliches Haus eingeführt. Zunächst erdrückt den Proletarier die Zivilisation und Durchschnittskultur dieses Milieus. Die Tochter des Hauses macht er zu seinem heimlichen Idol, zumal sie es ist, die ihn zum erstenmal im Leben mit Poesie, mit Versen in Berührung bringt. Die junge Dame und Literaturstudentin patronisiert und zivilisiert ihn nach Möglichkeit. Er will sie erringen, glaubt dies nur mit Ueberwindung des riesenhaft sich vor ihm auftürmenden Bildungsstoffes tun zu können, kämpft und hungert sich für sein zukünftiges Schriftstellertum in heiliger Hingabe, Ekstase und Entsagung durch, erwirbt auch ihre Liebe, um sich freilich je länger, je mehr von ihr zu entfremden, dieweil sie seinen elementaren literarischen Versuchen gänzlich verständnislos gegenübersteht, wohl aber die Brotlosigkeit derselben immer wieder hervorhebt und unter dem Einfluß ihres Milieus ihn stets wieder zur Annahme eines «vernünftigen» Broterwerbes führen möchte, um ihn heiraten zu können. Die Manuskripte jedoch, die Martin Eden sich im Kampfe

mit Hunger und Schlaf in fiebriger Schöpferhast abzwingt, wandern von einer Redaktion zur anderen, häufen sich in seiner dürftigen Stube unter dem Tisch, bis er wieder und wieder ein geisttötendes Handwerk, zum Beispiel als Wäscher in einem Berghotelpalast, aufnehmen muß, bis er wieder in die Stumpfheit aufreibender Muskelarbeit zu versinken droht. Von alledem merkt die schöngeistige Angebetete rein gar nichts, von den Ihrigen zu «besseren Partien» ausersehen, bis Martin Eden, im Grunde ein Individualist, ein Aristokrat mit Seemannsfäusten, den es immer wieder zu den mit ihm leidenden Klassengenossen zieht, politisch herumgeschmiert und verleumdet wird, so daß der Bruch mit Braut und verständnislosen Gönnern sich vollzieht. Und gerade da, als Martin Eden zusammenbricht, gelangen seine Kurznovellen, seine sämtlichen Manuskripte in die Zeitungen, werden seine Bücher, auch die ältesten seiner schriftlichen Auslassungen, gedruckt und mit Gold aufgewogen, überfällt ihn der Ruhm, wird er Sensation, ja, versucht das bisher unerreichbare Idol sich ihm buchstäblich an den Hals zu werfen. Er selbst aber ist leer, unfruchtbar, fassungslos gegenüber der literarischen Mache und launischen Anerkennung, gegenüber dem Geld, das ihm nichts zu geben vermag, im Banne der Frage, ja besessen von ihr: «Warum jetzt plötzlich? Als ich hungerte und litt, hatte ich das alles doch schon geschrieben und getan. Warum nicht damals, als ich es so bitter brauchte?» Und um dieser Frage willen, die zum Zwangsgedanken, zur Besessenheit wird, geht er schließlich zugrunde, begibt er sich freiwillig in den Tod.

Dies in dürftigen Worten das Gerippe einer der spannendsten und ergreifendsten Erzählungen der



Weltliteratur. Nicht etwa, daß aus meiner Inhaltsangabe hier geschlossen werden dürfte, Martin Eden sei an der verlorenen Liebe zu seinem Idol zugrunde gegangen. Das Idol ist Gleichnis. Die ganze Welt, aus der er kommt und in die er hineinstrebt, wirkt gleichnishaft. Die Zerstörung und Selbstzerstörung ist notwendige Folge von zwei unvereinbaren Dingen: Uebermenschentum und Wirklichkeit des Gesellschaftsgefüges. Eine gänzlich verkümmerte Jugend, die sich an den höchsten Kulturgütern der Menschheit erwachend mißt. Aber schon zu spät, um das nicht gleichmäßig Gewonnene noch im Gleichgewichte bewältigen zu können. Zu reif erwacht, zu gewaltsam der Wille, das nicht Erhaltene doch zu erstreiten, zu groß die schöpferische Begabung, zu sengend das Fieber, in dem sich der viel zu viel plötzlich Erkennende und alles bewältigen Wollende verzehrt.

Bei Jack Londons Einstellung zum Gemeinschaftsgedanken war es konsequent, daß sein Held Martin Eden, sein allzu individualistischer, zugrunde gehen mußte. Er war erstaunt, daß man diesen seinen Helden nicht als Individualisten durchschaut, ja gemeint hatte, er sei ein Sozialist. «Martin Eden war kein Sozialist,» schrieb Jack London über ihn. «Im Gegenteil, ich habe ihn als einen Individualisten aus Temperament und später aus Intellekt gezeichnet. Martin Eden war ein ausgesprochener Individualist des extremsten Nietzsche-Typus.» Und als die Leser dem Dichter den Selbstmord Martins vorwarfen, erklärte Jack London, daß sowohl die Logik, wie künstlerische Gesichtspunkte es verlangten, daß sein Held einem Leben ein Ende machte, das ihm zur Last geworden war. «Und darin», fügte er mit einem zufriedenen Lächeln

hinzu, «unterscheidet sich Martin Eden von mir. Als ich meine Schlacht gewonnen hatte, lag mir sicher an der Beute nicht viel, soweit es sich um den Ruhm handelte, *aber ich wurde nicht mein eigener Mittelpunkt.* Ich tröstete mich mit warmem Interesse für meine Mitmenschen, und ich fand Liebe, was besser ist als alles andere.»
Einen Teit seines Lebensschicksals schildert Jack London in «Martin Eden». Man möchte sagen, es auf die Hälfte seiner eigenen Erdenzeit verkürzend und dennoch das Ende prophetisch voraussehend. Nicht der zwanzigjährige Jack London schied, vom eigenen Feuer verzehrt, aus dem Leben, sondern der vierzigjährige. Nicht in zwei Jahren holte das Proletarierkind aus niedrigster Schicht seine geistige Entwicklung nach, wohl aber in anderthalb Dezennien. Und wie sein Romanheld Martin Eden, wurde Jack London gleichsam über Nacht berühmt, um dann allerdings noch nicht verausgabt gewesen zu sein, sondern mit einer Energie sondergleichen bis zu seinem Tode zu schaffen.
Und weil wir nun schon einmal mit dem Ende begannen, mit Jack Londons Erfolg, so möchte ich einen Brief hier anfügen, den der Erfolgreiche an solche abzusenden pflegte, die ihm, wie das massenweise vorkam, Manuskripte zur Begutachtung einschickten und der uns einen tiefen Blick in die Werkstatt, in die Methode des Dichters tun läßt:
«Sende Ihnen das kürzlich übersandte Manuskript anliegend zurück. Zunächst möchte ich Ihnen sagen, daß mir als Psychologen und als einem Manne, der mit allen Hunden gehetzt ist, die Psychologie und der Standpunkt ihrer Geschichte gefallen hat. Aber ich muß ganz offen gestehen, ihr literarischer Reiz und Wert hat mir gar nicht gefallen. Sie hat sehr wenig literarischen Wert



und wirklich gar keinen Reiz. Der Umstand, daß Sie etwas zu sagen haben, was vielleicht andere interessieren wird, befreit Sie nicht von der Verpflichtung, sich alle Mühe zu geben, um es auf die bestmögliche Weise und in der bestmöglichen Form auszudrücken. Beides aber haben Sie völlig vernachlässigt.

Lassen Sie mich noch folgendes dazu bemerken: Was kann man wohl von einem zwanzigjährigen jungen Mann erwarten, der von der Darstellungsweise und der Form gar keine Ahnung hat? Bedenken Sie doch nur, Sie würden fünf Jahre brauchen, um Ihre Lehrzeit durchzumachen und ein geschickter Schmied zu werden. Wollen Sie etwa behaupten, Sie hätten nicht fünf Jahre, nein, nur fünf Monate intensivster, unermüdlicher Arbeit daran gewandt, den Gebrauch des Handwerkzeugs zu erlernen, mit dem ein Schriftsteller von Beruf arbeitet, um seine Arbeiten an Magazine verkaufen zu können und bares Geld dafür zu bekommen? Natürlich können Sie das nicht behaupten. Und doch müßten Sie sich sagen, daß die einzige Erklärung für die Tatsache, daß erfolgreiche Schriftsteller so viel Geld verdienen, die ist, daß nur sehr wenige von denen, die danach streben, auch erfolgreiche Schriftsteller werden. Wenn man fünf Jahre dazu braucht, ein tüchtiger Schmied zu werden, wie viele Jahre intensivster Arbeit, bis zu neunzehn Stunden täglich, so daß ein Jahr für fünf zählt, — wie viele solcher Jahre des Studiums der Darstellung und der Form, der Kunst und des Handwerks, glauben Sie wohl, braucht ein Mann, dem das Talent angeboren ist, und der etwas zu sagen hat, um einen Platz in der literarischen Welt zu erlangen, auf dem er tausend Dollar bares Geld in der Woche verdient?

Der einzige Grund für die Tatsache, daß es mehr erfolgreiche Schmiede in der Welt gibt als erfolgreiche Schriftsteller, ist der, daß es viel leichter ist und viel weniger harte Arbeit erfordert, ein erfolgreicher Schmied zu werden als ein erfolgreicher Schriftsteller. Es ist nicht möglich, daß Sie mit zwanzig Jahren die Schreibarbeit geleistet haben, die Ihnen zum Erfolge verhelfen könnte. Sie haben noch nicht einmal Ihre Lehrzeit begonnen. Der Beweis ist die Tatsache, daß Sie es wagten, dieses Manuskript «Tagebuch eines zu Tode Verurteilten» zu schreiben. Hätten Sie studiert, was in den Magazinen veröffentlicht wird, dann würden Sie erkannt haben, daß Ihre kurze Geschichte nicht derart ist, daß sie jemals in den Magazinen veröffentlicht werden könnte. Wenn Sie schreiben, um Erfolg zu haben und Geld zu verdienen, dann müssen Sie marktgängige Ware liefern. Ihre Kurzgeschichte ist keine marktgängige Ware, und hätten Sie ein halbes Dutzend Abende lieber darauf verwandt, in einen Lesesaal zu gehen und die Geschichten zu lesen, die in den Magazinen veröffentlicht werden, dann würden Sie im voraus gewußt haben, daß Ihre Kurzgeschichte keine marktgängige Ware ist.

Es gibt nur eine Möglichkeit, anzufangen, und das ist — anzufangen, und auf all die Enttäuschungen gefaßt zu sein, die Martin Eden durchmachen mußte, bevor er Erfolg hatte — und die ich durchmachen mußte —, denn Martin Eden, den ich erfand, hat keine anderen Erfahrungen auf dem Gebiet der Schriftstellerei gemacht als meine eigenen.»

Aber damit uns das Wort «marktgängig» nicht zu sehr in den Ohren nachklinge, möchte ich zwei Aussprüche Jack Londons über sich und seine

Kunst hier anfügen, die zeigen, wie er seine Stellung und Aufgabe zur Schriftstellerei einschätzte: «Ich bin Sozialist, erstens, weil ich als Proletarier geboren wurde und bald erkannte, daß der Sozialismus die einzige Rettung für das Proletariat ist, zweitens, weil ich aufhörte, Proletarier zu sein und ein Parasit (ein Kunstparasit, wenn Sie wollen) wurde, erkannte, daß der Sozialismus die einzige Rettung für die Kunst und den Künstler ist.»
Und zu diesem Satz über seine Grundgesinnung den anderen wichtigen Grundsatz, den er dann anwandte, wenn der Inhalt seines darzustellenden Problems, der Stoff mit der Form in Konflikt geraten wollte:
«Ich werde jedesmal die Form opfern, wenn eine Entscheidung, ob Form oder Stoff, nicht zu umgehen ist. Der Gedanke ist das Wesentliche.»

III. VORLESUNG

JACK LONDON

Das Publikum horchte zuerst auf bei Jack Londons Kurzgeschichten (Short Stories), deren eigentlich klassischer Meister er ward, bei seinen Abenteuern und Tiererzählungen. Man sah beinahe so etwas wie einen Filmhelden mit unglaublichen Streichen und Kraftproben, der vor keiner Schilderung einer menschlichen Brutalität zurückschreckte. Exzesse in Alkohol, in Entbehrungen, in Muskelleistungen, im blutigen und unblutigen Raufhandel des Westens und Nordens, im Fieber der Goldsucher und Spieler, umgeben von den Spannungen des Außergewöhnlichen, gaben diesen Erzählungen eine gewisse Hefe, die an Indianer-, Freibeuter- und Räubergeschichten erinnert. Glücklicherweise. Denn hinter den scheinbar so harmlosen Sensationsberichten, von denen sich der Bürger immer gern kitzeln läßt, die aber durchweg den seinen Mitmenschen vergewaltigenden Ausbeuter, «die blonde Bestie», zum Brennpunkt haben, steckte stets die Gesinnung eines Empörers.
Jack London, der Rebell, der, ohne es in nackten Worten hervorzukehren, den Leser jeglicher Observanz zu erschüttern vermochte, nachdenklich machen mußte, der einen nicht losließ und zu mancher Revision des täglich selbstverständlich Hingenommenen, des Bestehenden und Geltenden zwang. Aber es ist nicht dies allein. Sondern Jack

Londons Proletarierleben und -erleben insgesamt. Das mit dürftigster Schulbildung versehene Kind eines armen Farmers, das mit neun Jahren zum erstenmal einen geregelten Unterricht besuchen konnte, indem es als Zeitungsverkäufer sich das Schulgeld verdient, außerdem Eltern und Geschwister mit dem Ueberschusse unterstützte. Der Knabe, der, weil es nicht rentierte, mit zwölf Jahren in eine Blechwarenfabrik eintrat, in der mitunter sechsunddreißig Stunden hintereinander gearbeitet wurde, worauf ein halber Tag Ruhe folgte, der unausgewachsene Junge, der auf eine Durchschnittstagesarbeit von fünfzehn Stunden kam, der Knabe, der dann zu den Fischern davonlief, die dem illegalen Austernfang oblagen, so der Mutter mehr Geld abliefern konnte, bald der verwegenste Segler in der Bucht von San Franzisko wurde, worauf ihn die Polizei auf ihre Seite zu bringen versuchte und ihn zum Fischereikontrolleur machte, bis er auch hier wieder durchbrannte und als Matrose in die weite Welt zog, nach Japan, in die Südsee, zum Robbenfang; der Jüngling, der nach der Rückkehr sich wieder in eine Jutefabrik verdang, aber nun voll Wissensdurst mit einem strengen Selbststudium beginnt, es aber nicht durchführen kann, weil ihm die Mittel fehlen, der wiederum Kohlenschaufler oder Hotelwäscher wird, dann als Tramp, als Vagabund über Land geht, unter den Pullmanwagen sich festklammernd als blinder Passagier ganz Amerika durchquert, in brutalster Weise ins Gefängnis geworfen wird —, dieser Landstreicher und Vagabund gewinnt aus den Freuden und Nöten der Zeit, da er einer der Enterbtesten der Gesellschaft war, eine unerschöpfliche Fundgrube von Erlebnissen und

Materialien, wie er es uns in Ungeschminktheit später groß und ergreifend darzustellen versteht. Zwischenhinein wieder Kohlenschaufler, Heizer, entdeckte er, daß er, auf seine Muskelkraft vertrauend, als Individualist sich emporringen wollend, lediglich von seinem Arbeitgeber, von seinem Besitzer ausgebeutet wird, ihm zwei frühere Lohnsklaven bei geringerem Lohne ersetzt. Dämmert ihm der Begriff der Solidarität auf, der ihn allmählich zu seiner im höchsten Sinne sozialen Weltanschauung hinüberleitet. Nun erkennt er die Bedeutung des Wissens, versucht er, in seiner konzentrierten Arbeitstechnik, mit der er alles anpackt, den «akademischen» Stoff in kürzester Frist einzubringen, sieht sich aber den nivellierenden Paragraphen von Universitätsprüfungsordnungen gegenüber, die, weil er zu schnell mit dem Stoff fertig wurde, für das Prestige der Maturitätsschnellbleiche besorgt sind und ihm die Beendigung seiner Studien verweigern. Im Examen siegreich, aber gänzlich erschöpft, läßt er sich anläßlich der Entdeckung der Goldfelder von Alaska nach dem hohen Norden mitreißen, um Skorbut, wenig Mammon, aber neuerdings unerschöpfliche Erlebnisse einzuheimsen — Goldsucher, Jäger, Hundeschlittenführer —, kurz, dieser Abenteurer, Matrose, Robbenfänger, Spieler in dem Sinne, daß er das Geld, wenn er es verdient, wieder mit vollen Händen wegwirft, um zu neuem Gewinn auf letzte Karten alles zu setzen, daß er in Trinkexzesse hineingerät, wie die ganze Umwelt der anderen Abenteurer, deren Kamerad er ist — dieser getriebene, sich treiben lassende, mitunter Uebermenschliches leistende Unruhegeist verkörpert gleichsam das rastlose Wanderschicksal des begabten ungelernten Ar-

beiters, des niedrigsten Lumpenproletariats, das auf Gnade und Ungnade von des zufälligen Arbeitgebers Launen lebt oder hungert und das früher oder später zur Einsicht gelangen muß, mit dem Nachlassen seiner Muskelkraftreserven schonungslos zum alten Eisen geworfen zu werden. Hundertfältig tritt dieses Schicksal aus den Erzählungen Jack Londons uns plastisch vor Augen, hundertfältig müssen wir uns in ihnen mit den Ausgebeuteten und Getretenen identifizieren, sei es nun ein weißer oder farbiger Sklave der «blonden Bestie», auch dort, wo er mit unnachahmlichen Streichen und unverwüstlichem Optimismus vielleicht sogar der Obsiegende bleibt. So daß wir, bevor wir es uns nur deutlich bewußt machten, einmal die Hölle dieser Aermsten miterlebten und an ihren Rebellionen von ganzem Herzen teilnahmen. Es gibt einen Typ von Diebs- und Kinogeschichten, bei denen auch die Privilegierten dieser Erde schmunzelnd auf seiten des schlauen Meisterverbrechers sind — der Erfolg heiligt die Mittel! —, nur darf nach der Ideologie der Besitzenden keine allgemeine Moral daraus gezogen werden, darf die Uebereinstimmung der Gesinnung einer solchen Fabel dem, was die Geldmächtigen allezeit treiben, nicht zu handgreiflich vor Augen treten und dürfen keine Konsequenzen über das Prinzipielle solchen Stehlens im großen und kleinen abgeleitet werden. Bei Jack London ist es, wie wenn diese Analogien nicht hervorträten, wie wenn er wirklich sonder Harm seine Abenteuer berichtete, um dann doch den tiefen und aufreizenden Eindruck zu hinterlassen, der fast immer in einem Erschrecken über die grauenhafte Brutalität des Wolfsmenschen, des materiell Stärkeren, nachhält.

Und dementsprechend auch die *Tiergeschichten* Jack Londons. Ein Hund, ein Wolf, die vom Menschen aufs grausamste mißhandelten Dressurtiere, ja die Affenmenschen erleben unnachsichtlich das Gesetz des Stärkeren. Es ist außerordentlich viel fein geschaute Tierpsychologie, die dem kleinen Jack, dem Farmerkind, von Kindsbeinen an vertraut wurde, aber noch mehr ist es Menschen-Seelisches, was er uns blicken läßt. Menschen, die beißen, sich zerreißen, unter denen der Stärkere unweigerlich den Schwächeren ausnützt und ausmerzt, wobei schließlich der Unterschied zwischen Mensch und Tier auf die Tatsache hinausläuft, daß beide im Grunde ein und dasselbe sind, Räuber, Mörder, Vergewaltiger, isolierte Ichsüchtige. Nur daß der Mensch in einer Fähigkeit sich über das Tier zu erheben vermöchte, in derjenigen, mit dem Mitmenschen solidarisch sein zu können. Was den Menschen vom Tier in diesen Erzählungen unterscheiden würde, wäre, daß er über sich hinaus an den Mitmenschen zu denken, sich ihm zu opfern vermöchte. Aber Tier bleibt in seinen Erzählungen Tier und das schwächere, alternde, kranke, weniger widerstandsfähige wird vom jüngeren, überlegenen Herrentier zertreten und vernichtet, genau wie es unter Menschen gang und gäbe ist.

Jack Londons Erfolg — der Liebling des Publikums —, bei sämtlichen Lesern unterschiedslos, beruht einmal auf seiner ungeschminkten, lebendigen, kraftvollen Schilderungsgabe, aber dann auch teilweise auf einem Mißverständnis. Er wurde von einem Teil seiner Kritiker nicht als Proletarierdichter durchschaut. Sie anerkannten seine schließlich über jeder Tendenz stehende Kunst der Darstellung, die den Unterton des Empörers vergessen

ließ. Jack London schildert, wie er ein solcher wurde. Achtzehnjährig, als er noch, ohne etwa den Ausdruck dafür besessen zu haben, individualistisch war, auf seine stählerne Gesundheit pochte und jenes Beispiel des sagenhaften amerikanischen Proletariers vor sich sah, der durch seine individuelle Leistung über alle anderen sich emporringen konnte. Der Marschallstab im Tornister des gemeinen Soldaten; das Milliardärscheckbuch im Zahltagskuvert des Handlangers. Von einem sich selbst aufzehrenden Ehrgeiz erfüllt, in die höheren Schichten, die er aus Leihbibliotheken fast in Engelssphären über sich wähnte, hineinzukommen. Und als er dann die Entdeckung machte, wie man diese seine individualistische Devotion, und zwar durch Muskelleistungen sich verdient zu machen, wohlwollend entgegengenommen hätte, bis er darüber zusammengebrochen wäre, und daß er das Ende jedes gleichartigen Proleten genommen haben würde, eben zum Schlusse als abgenutztes Material beiseite geworfen zu werden, gelangte er für sich zum Begriffe der Solidarität.

Damals brach er dann ab, sich als Kohlenschaufler aufzureiben, stürzte er sich mit der nämlichen Gier, mit der er individualistisch als Muskelarbeiter hatte emporkommen wollen, auf wissenschaftliche Studien, wollte er in einer gewaltsamen Berauschung sich all das erringen, was ihm an Bildung fehlte, bis er auch hier nach kurzer Zeit bis zum Ekel die Hohlheit und die durch die reichere Geburt privilegierte Stellung der mitstudierenden Bürgerssöhnchen erkannte, um eben dann wieder, in einen abermaligen Exzeß ausartend, plötzlich alles über den Haufen zu werfen und mit dem allgemein erwachenden Goldfieber

nach Alaska auszubrechen. Aber die inzwischen gewonnene Bemeisterung der Sprache, die Fähigkeit des Ausdruckes hatte er gefunden. Der Erfolg durch die Presse ersetzte ihm das keineswegs gefundene Gold. Der Erfolg war ihm derart hold, daß er der Besitzer einer Musterfarm in Kalifornien wurde, die er geschickt genug leitete, um noch zu wirtschaftlichen Experimenten Mittel zu erübrigen, daß er auf eigener Jacht Weltreisen unternehmen konnte, ja, daß er durch seine Reisenovellen geradezu der Entdecker von Hawai für die reichen Amerikaner wurde und die Mode inaugurierte, dorthin in die Ferien zu gehen. Bei alledem verleugnete er seine früheren Kameraden nie, die ihm ebenso treu anhingen wie in den Tagen der gemeinsamen Entbehrungen und Kämpfe und die jeweilen nach seinem Landgut Glen Ellen pilgerten, sowie das Gerücht ging, er sei zu Hause, um ihm die Hand zu drücken, die Textilarbeiter von San Franzisko, die Goldgräber, die Jäger und Abenteurer aus Clondyke, wie denn überhaupt erzählt wird, daß ein Zauber von seiner Persönlichkeit ausging, der unweigerlich zur Liebe gegenüber diesem starken Kinde im Manne zwang. Er war überaus gastfreundlich. Daß er aber auch wieder bei seiner Arbeit nicht gestört sein wollte, beweisen, nebenbei bemerkt, die beiden Tafeln, die er an die Zugänge zu seinem Arbeitsraum hing. An der Vordertüre war zu lesen: «Kein Zutritt, außer in geschäftlichen Angelegenheiten. Geschäftliche Angelegenheiten werden hier nicht erledigt.» Und an der Hintertüre: «Bitte, nicht eintreten, ohne anzuklopfen. Bitte, nicht anzuklopfen.» Gerade in seinem wirtschaftlichen Glücke indessen blieb Jack London

einer der ersten Führer des in den Anfangsstadien steckenden amerikanischen Sozialismus, dem er dann allerdings, als die Partei erklärt hatte, während des Weltkrieges Burgfrieden zu halten, einen Absagebrief schickte, um schließlich — so schloß ich das Biographische jeweilen in meinen früheren Ausführungen über Jack London — «in einer unendlichen Traurigkeit über den Zusammenbruch der internationalen Solidarität der Arbeiter, nach anderthalbjährigem Wüten des Weltkrieges, ohne vorhergegangene Krankheit, innert weniger Tage, im vierzigsten Altersjahr, zu sterben, wie wenn er in den letzten Lebensmonaten leer und verbraucht gewesen wäre, erschöpft über die Trostlosigkeit des Brudermordes, kurz vor Ausbruch der russischen Revolution.» So ungefähr schildert auch die zweite Frau Londons, Charmian London, seinen Hingang, in ihrer schönen Lebensbeschreibung des großen Gatten den Leser auf die Vermutung führend, Jack London sei an einer Urämie, an einer Harnstoffvergiftung infolge eines Nierenleidens gestorben.

Legenden um Dichterpersönlichkeiten von der Ausprägung Jack Londons bilden sich rasch. Ich hätte gerne an die oben wiedergegebene Fassung geglaubt, wenn es nicht doch um der Wahrheit willen noch wichtiger wäre, die Dinge so zu verstehen, wie sie sich zugetragen haben. Jack London ist, wie mir von einem, der sich als Augenzeuge bezeichnete, mitgeteilt wurde, und wie ich es in einem Aufsatz von Upton Sinclair, von dem wir später noch reden werden, bestätigt finde, freiwillig aus dem Leben geschieden, ähnlich vielleicht, wie er es in jenem seiner berühmtesten

Bücher, von dem wir zu Anfang sprachen, im Martin Eden, vorausgedacht und geweissagt hat.

Jack London barg Schatten und Licht ebenso in sich wie alle diejenigen, deren Werken wir zu folgen pflegen. Seine wilde, unbändige Natur überschritt auch in Wirklichkeit die Grenzen, überschritt sie dort, wo er seinem Körper immer wieder das verhängnisvolle Gift des Alkohols zuführte, überschritt sie in seinem Liebesleben. Dies geht auch aus der Betrachtung Upton Sinclairs über ihn hervor. Mein Gewährsmann gab mir an, er habe seine erste, aus einfachster Schicht mit ihm verbundene Frau mit zwei Kindern im Stich gelassen. Charmian London, des Dichters zweite Gattin, schildert seine erste Heirat als etwas ganz Unüberlegtes. In ihrer Biographie Jack Londons, die in der schönen Volksausgabe den Untertitel «sein Leben und sein Werk» trägt, stellt Charmian London es so dar, wie wenn die erste Frau den Dichter mit der Trennungsklage überrumpelt habe, indessen er auf dem russisch-japanischen Kriegsschauplatz als Berichterstatter weilte. (Eine Episode übrigens, welche wir aus der eben genannten Biographie kennen lernen und welche die Tatkraft, den Mut, die Männlichkeit des Dichters besonders deutlich illustriert.) Charmian London betrachtet die erste Frau Jack Londons als die Schuldige und läßt nur im Unklaren, ob er sich je wieder um seine Kinder gekümmert habe. Aber Charmian London ist nicht immer eine ganz aufrichtige Biographin. Sie gibt uns prächtige Aufschlüsse und Erläuterungen zu Jack Londons Wesen und zum Werden seines Werkes. Sie streicht sich freilich nicht ungern selbst heraus und läßt manches ungesagt, was ihr selbst an Jack London nicht gefiel.

So auch die Tatsachen, die mit dem Selbstmorde des Dichters zusammenhingen. Mein Gewährsmann wieder versicherte mir, die Yacht, auf der Jack London sorgenlos im Pazifischen Ozean herumsegelte, sei auch darum erworben worden, um ihn seinen zahlreichen Verführerinnen zu entführen, vergebliches Bemühen, da er eingeborenen Prinzessinnen auf den Südseeinseln nichtsdestoweniger ins Garn gegangen sei. Mit der geistig hochstehenden Charmian London zuerst sehr glücklich, habe der Muskelmensch in ihm über hohe Anschauungen von der Ehe, wie er sie etwa im «Mondtal» oder im «Lockruf des Goldes» ausspricht, triumphiert. Das ewig unlösbare Problem des Grafen von Gleichen mit seinen beiden Frauen habe auch hier dem tragischen Ende zugetrieben. Vor kurzem, um des Lebens häßlichste Seiten nicht unerwähnt zu lassen, spielte sich in San Franzisko ein Prozeß ab, in dem sich zwei Frauen um das literarische Erbe Jack Londons stritten, dieweil auch die andere, die nicht legitime Freundin, habe nachweisen können, daß sie Jack London bei der Arbeit an die Hand gegangen sei, was sich aus handschriftlichen Eintragungen in seinen Manuskripten beweisen lasse. Jack London soll übrigens in der letzten Zeit seines Lebens von seinen Verlegern vertraglich für jedes Wort, das er hinsetzte, einen Dollar bezahlt erhalten haben. Er sei aber nie über tausend Worte pro Tag hinausgegangen. In sechzehn Jahren schuf er seine 49 uns erhaltenen Bücher.

Man sagt im allgemeinen, seine Popularität verdanke Jack London seinen Kurzgeschichten, unter denen sich auch mit ihrem exotischen Kolorit, mit der Schilderung von fremden Ländern und Leuten, von Wilden und Halbwilden Meisternovellen der

Farbe und Lebendigkeit befinden. Eine andere Gruppe seiner Werke sind Tiergeschichten, die neben dem Dschungelbuch des von Jack London hochverehrten Rudyard Kipling nicht ihresgleichen in der Literatur aufweisen. Sein stärkstes Tierbuch ist «Der Ruf der Wildnis», die Rückkehr des Schlittenhundes zu seinen Ahnen, den Wölfen. Ergreifend schildert London die Leiden und Freuden eines von Menschentraditionen mitbewegten Foxterriers in seinen Büchern von Jerry und Jerrys Bruder, Michael. Das letztgenannte Buch, welches die entsetzlichen Tierdressurmethoden geißelt, gab Veranlassung, Tierschutzvereinigungen als Jack-London-Klubs zu bezeichnen und die Mitglieder zu verpflichten, keiner Tierdressurveranstaltung mehr beizuwohnen, oder dann in ihnen protestierend aufzutreten.
Seither haben viele andere, gerade auch amerikanische Autoren sich in ähnlicher Weise mit Tierpsychologie versucht. Keiner kam dem Vorbild nahe, und zwar darum, weil keiner so wie er aus der Not der leidenden, versklavten und ausgebeuteten Tierkreatur das Fabrik-, Sklaven- und Menschenhaustier beschrieb und uns mit diesen Helden unter den Vierfüßlern zu einer Identifikation zwang.
Unter den Romanen steht besonders eindrucksvoll vor mir, in dem fast idyllisch auslaufenden «Mondtal» (The Valley of the Moon, 1913, — meines Wissens ins Deutsche noch nicht übersetzt, als Band der Büchergildenausgabe geplant und wie viele Werke Jack Londons, englisch erhältlich in der Tauchnitz-Ausgabe), der Kampf der Streikenden und der Streikbrecher, mit einer Brutalität dargestellt, die zunächst rein amerikanisch anmutet, beispielsweise in Upton Sinclairs

«100 %» oder «Petroleum» eine Bestätigung findet, und die bei näherem Zusehen dann auch an Beispielen in unserem von «Höflichkeit» angeblich «übertünchteren» Europa wieder vor unseren Augen auftaucht. Brutalität ebenfalls ist das Signum eines an einer Gehirnschwulst verendenden Dreimaster- und Robbenfängerkapitäns, der als einzelner eine Schonerbesatzung terrorisiert, Seewolf geheißen (The Sea-Wolf, 1914). Der konsequent zugrunde gehende «Uebermensch». Daneben eine erschütternde Darstellung der Matrosenmisere im engsten Raume eines Segelschiffvorderteiles, wie wir ihr auf einem Dampfer in Travens Totenschiff wieder begegnen werden.

Psychologisch das reichste unter *Jack Londons* Büchern, von denen ich nur zwei noch ausführlicher erörtern möchte, ist der autobiographische Roman König Alkohol (John Barleycorn, 1913). Der Propagandist gegen Trunksucht und Trinksitten, auch der Arzt, der mit Alkoholikern zu tun hat, hält am Schlusse des Buches erschrocken inne ob des kompromißartigen Temperenzbekenntnisses Jack Londons. Er, der Held des Buches, habe sich in Hinsicht auf das Trinken wesentlich gebessert, habe das Gift aber doch nicht ganz lassen können, das Gift, das er in seiner heimtückischen Art, in allen erdenkbaren Farben schildert. (Man gerät dabei fast unwillentlich auf den Vergleich mit Zolas Totschläger, «L'Assommoir»). John Barleycorn schließt sein Bekenntnis mit den Worten: «Ich wünschte, meine Vorfahren hätten König Alkohol lange vor meiner Zeit in den Bann getan. Ich bedauere es, daß er in der Gemeinschaft blüht und gedeiht, in der ich geboren bin, so daß ich seine Bekanntschaft machen mußte und lange innig mit ihm verkehrt habe.» Zu lange, wenn wir an Jack

Londons vorzeitigen, in gewissem Sinne und bei seiner Lebensfähigkeit sicher unnötigen Tod denken und daran, daß «die weiße Logik», wie er das Denken des Rausches bei sich nannte, zum Todesentschluß sicher das ihrige beigetragen haben wird.
wird.

Erschütternd wirkt in König Alkohol dieses Geständnis eines Trinkers, der nach seinen Aussagen zunächst gar keinen Genuß am Getränk selber fand, der zu Anfang versicherte, er sei nicht als Trinker geboren, sondern durch Gewohnheit ein solcher geworden. Gewohnheit, welche die Umgebung dem Kinde, wie es seine Lebensgeschichte bestätigt, durch Erweckung der Neugierde näher rückt. Gewohnheit, die sich der Proletarier, der heimatlose Matrose im Hafenviertel, der in allen möglichen außergewöhnlichen Lebenslagen, fern von Kultur und Zivilisation sich befindende Enterbte in den Kneipen, in den besten, ihm zugänglichen Stuben aneignete, wo die Runden gegenseitige Beziehungen der Männer untereinander befestigten und wo es außer dieser wenn auch noch so wilden Männerfreundschaft nichts anderes gab. Einen wichtigen psychologischen Aufschluß, die klassische Schilderung des Rauschmenschen, gibt uns dieses Buch Londons neben dem Bekennungsmut des Dichters über sich selbst, Mut, der den Wahrheitsfanatismus seiner ganzen großen Natur dem eigenen Ich gegenüber vor uns aufrollt. Der Rauschmensch, wie er selbst einer war, im Höchsten und Tiefsten, wo wir ihn auch bei der Arbeit und im Kampfe begleiten. Rausch ist diese ungeheure Intensität, mit der schon der Knabe den Austernraub betreibt, mit der er als Tramp sich von den rollenden Eisenbahnwagen herunterwerfen läßt, um die Bahnbeamten immer wieder

zu überlisten, Rausch ist die Verbissenheit, mit der er Muskelarbeit leistet, bis er zusammenbricht, Rausch die Intensität, mit welcher er studieren will, bis ihm der Kopf fast zerspringt, Rausch das Goldfieber, Rausch jegliche Form der Aktivität, die wir an ihm wahrnehmen, geistiger Rausch im Delirium des Schaffens, entwürdigender Rausch, wo er sich als Mann unter Enterbten und Gleichgewichtslosen als der Meistertragende behaupten will, bis dann der seltsame Kontrast entsteht, aus dem heraus er, nachdem es Jahre und Jahre brauchte, damit die heimtückische Arbeit des Giftes an ihm wirksam werden sollte, in der halb lähmenden, halb die Hemmungen beseitigenden Zauberkraft des Alkohols «die weiße Logik» findet, teilweise vielleicht eine Beruhigung seines Temperamentes, teilweise eine Ausrede, mit welcher der nun wirklich vergiftete Körper das physische Bedürfnis nach neuer Giftzufuhr bemäntelte.

In keiner Psychiatrie, um nun einen allgemeinen Schluß aus dieser Alkoholikerpsychologie Jack Londons zu ziehen, ist dieser eine Typ des Trinkers so überzeugend dargestellt worden, der übrigens gerade in der amerikanischen Literatur einen Vorläufer besitzt in *Edgar Allan Poë*, jenem verschwenderisch begabten Phantasten, Abenteurer, Quartalsäufer, der buchstäblich in der Gosse verdarb. Aber Poë kennt keine Solidaritätsidee, bleibt zeitlebens an der Peripherie der Gemeinschaft. Die Tatsache, daß es einen Rauschsüchtigen an und für sich gibt, der gar nicht zum Alkoholkonsumenten zu werden brauchte, sondern der lediglich den Mechanismus des Rausches sucht und der von dieser seiner psychischen Struktur aus zu allen Mitteln greifen kann, welche die

Narkose bringen, diese Tatsache lehrt uns König Alkohol. Gefährliche Kombination von psychischen Fähigkeiten, die bei sich bietender Gelegenheit zum Opium, Morphium, Kokain ebenso führt wie zu sexuellen Exzessen, — gefährliche Bereitschaft des Rauschmenschen, der damit ebensowohl zu über sich herausragenden Taten wie zur Zerstörung der Persönlichkeit gelangen kann. Nicht alle Alkoholiker sind so. Die meisten werden stumpf, verblödet, Gewohnheitstiere. Aber den einen besonderen Typus hat Jack London in seiner Beichte restlos darzustellen vermocht. Dem Arzte Fingerzeig, bei der Bekämpfung der Alkoholsucht vor allem immer die Grundpersönlichkeit des Trinkers ins Auge zu fassen. Nicht den Alkohol zu vertilgen gilt es allein, sondern zu fragen, wer es ist, der zum Alkohol greifen und sich an ihm zugrunde richten könnte.

In der Mitte seiner Werke, 1908 geschrieben, steht vielleicht das bedeutsamste seiner Bücher, «Die eiserne Ferse» (The Iron Heel). Eine hellseherische, im Grunde politisch empfundene Schöpfung, die, wenn sie auch in einigen Einzelheiten mit ihren Prophezeiungen nichts weniger als recht behielt, doch wohl den großen Werdegang künftiger Geschehnisse in sich birgt. Ein Zukunftsroman, der in unseren Tagen spielt und dennoch siebenhundert Jahre später. Und es muß schon ein Dichter vom Schlage Jack Londons sein, um durch einen ganz einfachen Einfall allem verdächtig Unkünstlerischen, das dem Zukunftsromane anhaftet, die Spitze zu bieten. Wir lesen Schilderungen der heutigen Gegenwart. 1908 sagte Jack London darin einen ungeheuerlichen Krieg zwischen Amerika und Deutschland voraus, der allerdings nach vierzehn Tagen zu Ende gegangen

wäre, weil das Proletariat der beiden Länder sich geeinigt hätte, die Waffen niederzulegen. Jack London sah demnach das klägliche Versagen des internationalen Sozialismus nicht voraus.

Der «Eisernen Ferse» müßte im Grunde ein anderes, viel früher geschriebenes Buch Jack Londons, *«Menschen der Tiefe»* (The People of the Abyss, 1902), zur Seite gestellt werden. Aehnlich, wie Upton Sinclair einigen seiner Bücher Tatsachendokumente anfügte. Der 26jährige Jack London hatte den Entschluß gefaßt, ein Buch über das dunkle London zu schreiben.

«Mit den Leuten der großen Welt komme ich im Pullmanwagen, in New Yorker Klubs und in den Rauchsalons der Ueberseedampfer zusammen, und ich muß gestehen, ihre völlige Unwissenheit und Verständnislosigkeit gegenüber den Kräften, die am Werke sind, hat mich mit größerer Zuversicht für die Sache erfüllt. Sie leben in einer gesegneten Unwissenheit, ahnen nichts von der kommenden Erhebung, während ihre Gefühle gegenüber den Arbeitern immer bitterer werden. Die wachsende Macht der Arbeiter verletzt sie und macht sie bitter, ohne ihnen doch die Augen zu öffnen.» Diese Menschen der Tiefe oder eigentlich besser des Abgrundes, diese Millionen und Millionen von Gelegenheitsarbeitern des Arbeiterghettos, in das sich Jack London eingenistet und gleichsam verkleidet hatte, um wie einer der Enterbtesten zu leben, mutet, nebenbei gesagt wie eine Bestätigung zu Verhältnissen an, die kein anderer als Dickens mehr als ein halbes Jahrhundert früher der darob unwilligen guten Gesellschaft verkündete. Dickens allerdings im Gegensatz zu Jack London, der bewußter Klassenkampfpropagandist ist, als Philanthrop. Jack

Londons Ausgangspunkt ist nicht die gute Gesellschaft. Seine Beweisführung ist gelegentlich nahezu eine wissenschaftliche, ja fast zu statistische. Daneben aber der Blick des unbestechlichen Wahrheitssuchers, der auch vor hochangesehenen Wohltätigkeitsinstituten, wie zum Beispiel der Heilsarmee, nicht halt macht, der auch die Stumpfheit, Vertiertheit seiner Alltagshelden in keiner Weise beschönigt. Nicht lange vor seinem Tode sagte er zu seiner Lebensgefährtin: «Von den langen Reihen meiner Bücher auf dem Bort liebe ich «The People of the Abyss» (Menschen der Tiefe) am meisten. Kein anderes Buch hat mich so viel von meinem jungen Herzblut und so viel Tränen gekostet wie diese Studie der ökonomischen Unterdrückung der Armen.»

Nun — der Held der «Eisernen Ferse» ist ein revolutionärer Gelehrter, der die Methoden der krassen Zahlengegenüberstellungen ebenfalls kennt, der in einem besonders instruktiven Kapitel für alle, die von Marx reden, ohne eine Ahnung zu haben, was er eigentlich lehrte, in der «Mathematik eines Traumes» mit populären Mitteln das marxistische Prinzip, die Mehrwertstheorie, auseinandersetzt. Ein in seinem Idealismus nie schwankender Gelehrter, an dem stufenweise ein zusammenbrechender Generalstreik und eine blutige kommunistische Erhebung in Chicago vorübergehen, welch letztere mit Hunderttausenden von Opfern, durch die Abwehrmittel der militärisch aufs raffinierteste ausgerüsteten Truppen der Finanzleute und Großindustriellen niederkartätscht wird. Diese äußeren Geschehnisse, so plastisch und realistisch sie auch dargestellt sind, so sehr sie uns an Möglichkeiten gemahnen, die wir in kleinerem Maßstabe vielleicht erlebten, sind je-

doch nicht das Wichtigste an Jack Londons Roman. Sondern die eine Voraussicht, daß mehr und mehr die Unternehmeroligarchie, die sich gegen die Solidarität der Arbeiter mit ebenso verbissener Solidarität vereinigt, systematisch ein qualifiziertes und privilegiertes Handwerkermaterial, ein kleinbürgerliches an Stelle des aussterbenden Mittelstandes heranbildet, glänzend entlöhnt und dadurch imstande ist, zu gewöhnlichen Zeiten das, was sie zu produzieren gedenkt, produzieren zu lassen. Uebrig bleibt das Lumpenproletariat, das ebenso systematisch in gewisse Großstadtschlupfwinkel und Ghettos zusammengedrängt, das bei Nachfrage zu Handlangerdiensten herangezogen wird, das wehrlos, entwaffnet überwacht, froh der Brosamen, die gelegentlich abfallen, zur Verfügung steht und das hungern und krepieren darf, falls man seiner nicht benötigt. Zur Ueberwachung aber dieses Abschaums der Menschheit, dieser Spenglerschen Fellachen, besteht eine mit Stahl und Waffen gepanzerte Söldnermacht, nicht etwa die staatliche, sondern ein privates, «freiwilliges» Parteiheer, die Mercennarier (Mercenarys), das Machtorgan der «Eisernen Ferse», ebenfalls Privilegierte und darum Dienstbereite, mit denen jede Unruhe und jeder Versuch zum Umsturz der bestehenden Verhältnisse darniedergehalten werden kann. Den gegenrevolutionären Faschismus hat im Prinzip Jack London vorausgesehen. Der Held des Buches, in der Romanfiktion übrigens von dessen Frau beschrieben, verfolgt, vogelfrei erklärt, gehetzt, wird schließlich hingerichtet. Der Roman stellt sich als fragmentarisches Manuskript dar, das mit zahlreichen Fußnoten versehen ist. Unbegreiflicherweise hatte man in einer deutschen Uebersetzung diese Fußnoten weggelassen. Der

Fehler wurde aber in der Büchergildenausgabe wieder gutgemacht, denn diese Fußnoten geben dem ganzen Buch erst recht eigentlich den Hintergrund, die Distanz zum Zukunftsroman, enthalten sie doch den Geist eines siebenhundert Jahre später geborenen Manuskriptentdeckers, dessen Kopfschütteln über die unglaublichen Verhältnisse unserer längst überwundenen und herrlichsten aller Zeiten man durchaus wahrnimmt. Im goldenen Zeitalter des fiktiven Herausgebers der «Eisernen Ferse», in 700 Jahren, waren blutige Kämpfe, Revolutionen überwunden, gab es selbstverständlich auch keinen Konflikt mehr um der Durchführung des kommunistischen Programms willen.

Mag das Leben Jack Londons, dessen großherzige und vornehme Grundnatur wir aus seinen Werken immer wieder erkennen, ein wildes und oftmals disziplinloses gewesen sein, mag seine Legende schöner klingen als der wirkliche Ausklang, den sein Leben genommen hat, so wollen wir uns doch stets aus dem unerschöpflichen Optimismus seines Werkes Mut zum Kämpfen und Glauben holen und uns an die edlen Worte halten, die er in seinem Aufsatz «Und was das Leben mir gab» niederschrieb:

«Ich wollte nicht länger mehr in den guten Räumen der Gesellschaft leben, es langweilte mich, es machte mich krank. Ich dachte an meine geistigen und idealen Freunde, an meine abgesetzten Prediger, entlassenen Professoren, an die reinlich denkenden, klassenbewußten Arbeiter. Ich dachte an den Sonnenschein, das Licht der Sterne, wo das Leben ein einziges wildes, schönes Wunder ist, ein geistiges Paradies, ein selbstloses Erlebnis und eine ethische Romanze. Und ich sah

vor mir ständig glühend und lodernd den heiligen Gral.

Ich behalte meinen Glauben an all das Edle und Hervorragende im Menschen, ich glaube, daß die Freundlichkeit und Selbstlosigkeit der Seele über die heutige grobe Gefräßigkeit siegen wird. Und vor allem glaube ich an die arbeitende Schicht der Bevölkerung. Der Treppenaufgang der Zeit hallt beständig wider von hinaufgehenden Arbeiterschuhen und herabkommenden Lackschuhen.»

IV. VORLESUNG

„Die goldene Kette"
von UPTON SINCLAIR

Als Upton Sinclairs Arbeiterroman «Der Sumpf» (The Jungle), für den er den Ehrentitel «Schmutzaufwirbler» erhielt, erschien, begrüßte ihn Jack London mit den Worten: «Da ist es endlich! Das Buch, das wir solange erwartet hatten! «Onkel Toms Hütte» der Lohnsklaverei! Kamerad Sinclairs «Der Sumpf»! Und was «Onkel Toms Hütte» für die Befreiung der schwarzen Sklaven bedeutet hat, wird «Der Sumpf» für die weißen Sklaven unserer Zeit bedeuten.»

Es liegt vielleicht eine gewisse Ungerechtigkeit darin, dem gänzlich ursprünglichen, so naturhaft begabten, körperlichen und geistigen Kraft- und Erlebnismenschen Jack London die viel mehr hinter den Schreibtisch weisende Figur Upton Sinclairs, welche die Züge des gelehrten Märtyrers in der «Eisernen Ferse» trägt, gegenüberzustellen. Denn wenn der eine, Jack London, eben der Mann aus der Hefe des Volkes war, der in seinen zunächst untendenziös erscheinenden Schriften den Standpunkt des Proletariers doch nie verleugnen konnte und unmittelbar für seine dichterisch gestaltete Ideenwelt wirkte, so hat man bei Upton Sinclair den Eindruck, daß er sich von der verstandesmäßigen und theoretischen Anteilnahme zum bewußten Klassenkampfprogramm durchringt

und als Intellektueller von kristallklarer Gesinnung Partei ergreift. Und wie in der Tat die Proletarierherzen, übrigens auch die Herzen der Jugend, die neuerdings ihren viel blasseren Abenteuererfinder Karl May gegen den wirkliche Erlebnisse unerschöpflich gestaltenden Jack London eintauschen, wie die Jungen ihrem amerikanischen Dichterhelden zufliegen, wie die künstlerisch empfindenden und berührbaren Menschen aller Schichten Jack London um seiner selbstverständlichen Kunst willen unmittelbar anerkennen lernen müssen, so hatte umgekehrt Upton Sinclair unter der Empörung der bürgerlichen Klasse zu leiden, die ihm die nicht immer in dichterische Gestaltung umgesetzte Tendenz vorhielt und jegliche Künstlerschaft abstritt, während die Arbeiter mit dem für sie typischen Mißtrauen den Intellektuellen bestenfalls als Mitläufer anerkannten und ihm vielleicht ihre volle Zuneigung erst nun allmählich zu schenken beginnen, da Sinclair zu wiederholten Malen für seine Ueberzeugung hinter Gefängnismauern hatte verschwinden müssen und so sich die Märtyrerkrone verdiente.
Wir können Upton Sinclairs Denkweise nicht besser schildern, als wenn wir damit beginnen, zu zeigen, wie er über seinen Freund Jack London dachte.

Frank Harris, einem Literaten der vorletzten Generation, der Upton Sinclairs Lobpreisung Londons, von welcher wir gleich zu sprechen haben werden, den Denker Emerson, dann Edgar Allan Poë und Walt Whitman gegenüberhielt, antwortete Sinclair: «Ich finde London als Persönlichkeit interessanter denn irgendeinen der von Ihnen erwähnten. Emerson steht meinem eigenen Temperament viel näher, weil er das puritanische Gewissen besaß; aber

seine Bereitschaft zu Abstraktionen und zu einem leichten Optimismus war viel zu groß.... Poë hatte Einbildungskraft ohne Gewissen..... Jack London war mir in vieler Beziehung entgegengesetzt aber er hatte den ewigen Geist der Jugend.»

Upton Sinclair schrieb eine Reihe von rebellischen Essaibänden, unter denen ich den «Parademarsch», eine Studie über amerikanische Erziehung (the Goose-Step), ferner «Die Profite der Religion» (the profits of religion), «Ein Essai von der ökonomischen Betrachtung her», dann den «Sündenlohn» (The Brass Check), «Eine Studie über den amerikanischen Journalismus» erwähnen möchte, um endlich das Bedeutendste unter ihnen, «Die goldene Kette», welche als IX. Band der trefflichen Malick-Verlagsausgabe eben erschien, etwas ausführlicher zu behandeln. Ich möchte diese goldene Kette jedem Leser zur genaueren Besichtigung empfehlen, vorausgesetzt, daß er den Mut aufbringt, sich einmal mit ganz ketzerischen und unbotmäßigen Richtersprüchen «Die Sage von der Freiheit der Kunst» unterbreiten zu lassen, und die nötige Fähigkeit des kritischen Denkens besitzt, allzu Zugespitztes da und dort in die richtigen Zusammenhänge und Beziehungen einzusetzen. Merkwürdig, um dies beiläufig zu erwähnen, wie Upton Sinclair gelegentlich auf die psychoanalytische Lehre von der Triebverdrängung und Sublimierung hereingefallen ist. Aber es geschieht immer wieder, daß die sozialistische Lehre vom historischen Materialismus die materialistischen und relativistischen Anschauungen Freuds damit gleichsetzt und letzten Endes mit der vor lauter unbewußten Trieben resultierenden persönlichen Verantwortungslosigkeit kokettiert, die jeder wah-

ren sozialen Anteilnahme Hohn spricht und die vom Unbewußten regierte Welt weiterwursteln lassen müßte, wie sie es seit uralten Zeiten getan hat. Aber abgesehen von solchen kleinen Entgleisungen, ist Sinclairs «Goldene Kette» ein prachtvoll unabhängiges und traditionsfreies Buch!

In dieser «Goldenen Kette» nun wird Jack London als «der Vollblutmensch» von Upton Sinclair zu einem Heldentypus der heutigen Welt gestempelt. «Jack London ist der erste Schriftsteller des modernen Amerikas, der dem Proletariat entstammte und seine literarische Laufbahn mit seinem Klassenbewußtsein erfüllte, der König unserer Erzähler, der hellste Stern, der je an unserem Himmel geleuchtet hat. Er brachte uns das köstliche Geschenk von Talent und Gehirn, und schmerzlich ist der Gedanke an das, was Amerika ihm angetan hat.»
Jack London und Upton Sinclair tauschten schon ihre ersten Bücher jeweilen miteinander aus, um gleich von Anfang an mit einer Diskussion zu beginnen, die bis zum Tode des um zwei Jahre älteren Jack Londons andauerte. Die Debatte drehte sich um die alte Frage: «Selbstdisziplin oder Zuchtlosigkeit?» Oder wie Jack London gesagt haben würde: «Askese oder Sichausleben?» «Ich sehe Jack vor mir,» erzählt Upton Sinclair, «wie ich ihn bei unserem ersten Zusammentreffen in New York, 1904 oder 1905, sah. Damals sonnte er sich in seinem jungen Ruhm, und wir jungen Sozialisten riefen ihm zu Ehren eine große Versammlung im Grand Hotel Palace ein. Unser Held langte verspätet aus Florida an; wir hatten bereits alle Hoffnung aufgegeben, da erschien er, strahlend, lebensvoll, trotz einer Halsentzündung, stieg,

von wehenden roten Taschentüchern empfangen, auf die Rednertribüne und las der Stadt New York mit ruhiger Herausforderung seinen Essay «Revolution» vor. Selbstverständlich gefiel die Arbeit New York nicht; auf mich machte sie jedoch einen derartigen Eindruck, daß ich bereit war, meinem Helden mit der scheuen Bewunderung des Sklaven ergeben zu sein. Wir verbrachten den ganzen folgenden Tag miteinander und sprachen über die Dinge, die uns beiden am Herzen lagen. Und den ganzen Tag rauchte mein Held und trank jene roten, braunen, grünen und goldenen Liköre, die mir so unsympathisch sind und deren Anblick allein mich das Gesicht verziehen läßt. Jack bemerkte das sofort; er war der Mann mit rotem Blut in den Adern und ich der armselige Waschlappen; er mußte seinen Uebermut an mir auslassen und überschüttete mich mit Schauergeschichten von unglaublichen Orgien, von Alkohol, Opium und Haschisch.»

Upton Sinclair berichtet dann übrigens, daß Jack London wenige Tage vor seinem Tode für ein «trockenes» Kalifornien stimmte. «Er erklärte aber, daß er zwar das Trinken liebe, doch bereit sei, der jüngeren Generation zuliebe diesem Vergnügen zu entsagen. Und mehr kann selbst der eingefleischteste Asket von einem Menschen nicht verlangen.»

Die Differenzen zwischen Jack London und Upton Sinclair bezogen sich also weniger auf die Alkohol- denn auf die Sexualfrage. Jack London war über Sinclairs Buch «Der Liebe Pilgerfahrt», worin ich ihm, aber vielleicht aus anderen Gründen, durchaus folgen kann, verzweifelt. London nannte Sinclairs Helden einen widerlichen Kerl, der seine junge Frau durch seinen Mönchsaberglauben zur

Verzweiflung treibe. «Was das sexuelle Gebiet angeht,» entgegnete ihm Upton Sinclair, «so bewährt sich hier eine Philosophie dadurch, daß man mit vierzig Jahren noch den Glauben an die Frau, an die Freude und Befriedigung, die Frucht wahrer Liebe ist, bewährt hat. Wohin Jack London mit seiner Philosophie des Sichauslebens gekommen war, wissen die, die ihn vor einem geplanten Buch, das die Wahrheit über seine Erlebnisse mit Frauen geben sollte, sprechen hörten. Er wollte es mit der gleichen unbarmherzigen Offenheit wie im «König Alkohol» schreiben; es sollte seine tragische Desillusionierung und seine Verachtung für die Frau als parasitäres, eitles und haltloses Geschöpf schildern. Jack hat viele Eroberungen gemacht, und, wie es scheint, zu leicht. Wie die meisten Kämpfer, verachtete er einen unwürdigen Gegner. Die Frauen, die sich ihm an den Hals warfen, kamen aus allen Klassen der Gesellschaft, Motten gleich, die von einem Licht angelockt wurden.» (Von alledem steht übrigens in der Biographie Charmian Londons nichts.) «Aber offenbar ist seine (Jack Londons) Philosophie daran schuld, daß er nur wenige dieser Frauen achten konnte. Es gab sicher viele, die das Interesse eines großen Mannes zu wecken und wachzuhalten imstande waren, die aber teilten seine Weltanschauung nicht und blieben daher unbeachtet.» Upton Sinclair fährt dann fort und sagt, es sei nicht allgemein üblich, über diese Dinge offen zu schreiben, aber die ganze Einstellung Jack Londons sei ein Ruf nach Wahrheit und Offenheit, bis zur Brutalität gewesen. Jack London habe ein Buch, «Jack Liverpool» geplant, in dem er, ähnlich wie in «König Alkohol», restlos über seine sexuellen Erlebnisse habe berichten wollen, so ehrlich,

daß Freunde von ihm froh gewesen seien, daß das Buch nicht geschrieben wurde. Upton Sinclair bedauerte dies. «Welch ein Erwachen hätte es für die Mütter unserer sogenannten besseren Kreise bedeutet,» sagt Sinclair, «wenn Jack London die wahre Geschichte seiner Erfahrungen mit ihren Töchtern der Welt geschenkt hätte!»
Wenn man die Erzählungen Jack Londons darüber gekannt habe, so habe man erst den wahren Sinn seiner Essais zu würdigen verstanden, in denen er der Verbitterung Ausdruck verlieh, die er empfand, als er, der Austernpirat und Landstreicher, in das «Salongeschoß der Gesellschaft» eindrang:
«Soweit sie nicht aus Fäulnis und unreinem Leben ihre Kraft schöpften,» schrieb Jack London, «waren sie nichts weiter als unbegrabene Tote ... die Frauen trugen herrliche Gewänder, ich gebe es zu; doch zu meinem naiven Erstaunen entdeckte ich, daß sie aus dem gleichen Lehm gemacht waren wie die Frauen, die ich unten im Kellergeschoß kannte ... Diese wunderbar gekleideten Frauen plapperten zwar über süße kleine Ideale und liebe kleine Moralitäten, aber das Leitmotiv blieb doch materialistisch. Und sie waren auf so sentimentale Art egoistisch! Sie halfen bei allen möglichen kleinen Wohltätigkeiten und sorgten dafür, daß es sich herumsprach, während sie nie aufhörten, mit den Dividenden aus dem Blut von Kinderarbeit, Ausbeutung und Prostitution sich wohlschmeckende Speisen und herrliche Kleider zu kaufen.»
Jack Londons Traum aber sei die freie stolze Frau, die Gefährtin des freien, starken, stolzen Mannes gewesen, wie er sie etwa in seinem dritten Roman: «Eine Tochter des Schnees», oder im «Lockruf des Goldes» oder im «Mondtal» schildert.

In «Martin Eden» freilich gab er der anderen Seite Ausdruck, die Upton Sinclair als die reale, erlebte in Jack Londons Leben unterstreicht. Upton Sinclair meint denn auch, Jack London habe um des Publikums der ihn bezahlenden Zeitschriften willen einen ganz anderen Frauentyp, den er im Grunde verachtete, dargestellt und fügt bei: «Es ist schwer, 36,000 Dollars von den Hearst-Zeitschriften zu beziehen und dabei ohne Schaden an seiner Seele davonzukommen. Wie oft mußte ich mir voller Trauer sagen, daß Amerika Jack London zerbrochen hat, ebenso wie Mark Twain. Aber dann geschah irgend etwas, das mir bewies, ich hätte allzufrüh meine Hoffnung aufgegeben.» Jacks Liebe für die Wahrheit sei eine Leidenschaft gewesen, «sein Haß gegen Ungerechtigkeit brannte wie vulkanisches Feuer».
«Viele seiner Freunde gaben ihn auf,» erzählt Upton Sinclair weiter, «eben weil er der Löwe der vornehmen Welt wurde, weil er sich dabei herbeiließ, anerkennend über ihre süßen kleinen Wohltätigkeiten zu sprechen.» Jack London habe sich aus lauter Freude an etwas Neuem, für ihn neu Entdecktem, auch wenn es aus ganz anderer Gesinnung herkam und für ihm fremde Tendenzen wirkte, begeistern können, um sich dann der in ihm wirkenden Widersprüche sofort bewußt zu werden. «Es ist quälend, Phantasie zu haben und die verschiedenen Seiten des Lebens zugleich zu sehen!»

Upton Sinclair hebt Jack Londons unendliches Mitleid hervor. Sein Buch «Menschen der Tiefe» (The People of the Abyss) werde von den künftigen Generationen mit Entsetzen und Unglauben gelesen und als eine der mächtigsten Schöpfungen seiner Feder anerkannt werden. Ein Vorwort, das

Jack London ein Jahr vor seinem Tode an Upton Sinclair für dessen Sammelband «Der Schrei nach Gerechtigkeit» schickte, zähle zum Schönsten, das er je geschrieben habe. Stellen daraus sollten in sein Denkmal gemeißelt werden:
«Das Mitleid ist ein so einfaches: gegenseitiges Dienen. Von allen Männern und Frauen wird kein unedler Gedanke, keine einzige unedle Tat verlangt, um die Welt schön zu gestalten. Verlangt wird nur: Edles Denken, edles Handeln, gegenseitiges Dienen. Und das ist das Gesunde daran, daß jener, der allen dient, am besten sich selbst dient.»
Als Jack London in das Exemplar von Martin Eden, das er Upton Sinclair schenkte, schrieb: «in diesem Buch wollte ich (in der Person des Helden) den Individualismus angreifen, doch muß ich meine Sache schlecht gemacht haben, da das bisher von keinem einzigen Kritiker entdeckt wurde,» antwortete ihm Upton Sinclair, daß die Verwirrung der Kritiker verständlich sei, habe er doch für seinen harten Individualisten so viel Sympathie aufgebracht, daß es niemand einfallen könnte, einen Tadel oder eine Warnung herauszulesen.
Und das gleiche gelte nun für fast alle seine Werke, meint Upton Sinclair. Der Welteroberer Nietzsche habe Jack Londons Phantasie trotz besserer Einsicht, trotz widerstrebendem Gewissen gewonnen. «Wenn ich hier mit unerbittlicher Offenherzigkeit,» fährt Upton Sinclair fort, «die Tragödie von Jacks Leben berührte, so geschah es, weil ich nicht möchte, daß die Nachwelt in den gleichen Irrtum verfällt, den Jack bei «Martin Eden» so beklagt hat. Nein, man soll sein Leben und seine Bedeutung nicht in diesem Lichte sehen. Es ist keineswegs die Verherrlichung des rot-

blütigen Uebermenschen, der, um seine wilden Begierden zu befriedigen, alles unter die Füße tritt; es beweist vielmehr, daß dieser die Welt erobernde Uebermensch mit vierzig Jahren Laudanum nimmt, weil sich auf seinen Lippen Lust, Reichtum und Ruhm in Asche verwandelt haben. Jacks Freunde behaupten, er habe sich getötet, weil er gleichzeitig zwei Frauen geliebt habe; doch ich kann nicht glauben, daß ein reifer, geistig hochstehender Mensch aus diesem Grunde Selbstmord begeht, wenn nicht bereits Jahre der Zuchtlosigkeit seine moralischen Kräfte geschwächt haben.

Das Ende Martin Edens verfolgte Jack London sein Leben lang, und am Ende machte er es für sich zur Wirklichkeit. Welche Schande, welche Tragödie für unsere Literatur, daß das kapitalistische Amerika mit seiner Philosophie der individuellen Habgier und Selbstsucht die Seele dieses Mannes mit all ihren erhabenen und unschätzbaren Gaben geraubt hat.

Klar genug hatte er mit uns eine Zukunft sozialer Gerechtigkeit und Kameradschaft geschaut, — wie klar, sollen seine eigenen Worte sagen, die letzten, die er über ethische Fragen schrieb:

«Zum überzeugten Anhänger des Evangeliums vom selbstlosen Dienst an der Allgemeinheit geworden, wird er der Wahrheit dienen, um die Lügner bloßzustellen und sie zu Freunden der Wahrheit zu machen; er wird der Schönheit dienen, indem er die Häßlichkeit vom Angesicht der Welt beseitigt. Und er, der stark ist, wird den Schwachen dienen, damit sie stark werden. Er wird seine Kräfte nicht für die Erniedrigung seiner schwächeren Mitmenschen hergeben, son-

dern dafür, daß sie sich zu Menschen, statt zu Sklaven und Tieren entwickeln.»

Und Upton Sinclair schließt seine Ausführungen mit dem Dank dafür, daß der auf der Höhe seines Ruhmes stehende Jack London, als der «Sumpf» des noch gänzlich unbekannten Upton Sinclair erschien, einer der ersten war, der ihn mit den Worten begrüßte, die wir zu Anfang erwähnten, und daß er die sozialistische Bewegung zu Sinclairs Unterstützung aufrief. «Wenn dieses Buch in der ganzen Welt gelesen wurde, so hat Jack London den Anstoß dazu gegeben, und ich bin nur einer der vielen Schriftsteller, die von seiner großmütigen und freudigen Hilfe berichten können.»

Upton Sinclair hat sich in all den wiedergegebenen Worten über Jack London ein Zeugnis über seine eigene Gesinnung geschrieben. Seine lautere, unerbittlich die Wahrheit suchende Gesinnung, die aus jeder Zeile seines Buches *«Die goldene Kette»* spricht. Revolutionäres Buch, wenn wir unter revolutionär (nach *Vera Straßer)* das Folgende verstehen: «Nicht alles, was unter dem Namen revolutionär kursiert, entspricht diesem Begriffe. Revolutionär ist derjenige Wahrheitssucher, der auf jegliche Behinderung der Freiheit aktiv antwortet. Das Revolutionäre erwacht im Menschen reaktiv, wenn Freiheitshindernisse seinen Weg sperren. Mangelnde Erkenntnis dafür, daß die Freiheit behindert wird, beweist uns, daß ein aktiv gegen die Behinderung der Freiheit handelnder Mensch noch kein Revolutionär ist, sofern er das Motiv seiner Handlung nicht erkennt, wenn auch seine Handlung im Sinne des Revolutionärs wirken kann. Der Revolutionär stellt sich im Menschen ein, wenn, es sei dies wiederholt, Frei-

heitshindernisse in seinen Weg treten und er in Erkenntnis dieser Tatsache darauf reagiert. In der Tatsache, daß die Menschen den Begriff Freiheit in unklarer Weise verwenden. liegt der Grund dafür, daß die revolutionäre Reaktion sich immer wieder in Irrwegen bewegt und daß die Stellung zum Revolutionären eine unklare ist.»

«An einem schönen Abend des Jahres 98073 vor Christus — also vor hunderttausend Jahren —,» so beginnt Upton Sinclairs «goldene Kette», «saß Ogi, der Sohn des Og, vor dem flammenden Feuer seiner Höhle, leckte sich die fettigen Lippen und wischte die schmierigen Finger in das dichte braune Haar, das seine Brust bedeckte.» Dieser Ogi hatte einen Auerochsen getötet und zeichnete nun, gesättigt, mit dem Bratspieß zum erstenmal die Umrißlinien eines Auerochsen vor sich hin. Die Zeichnung erschien den Stammesgenossen als Zauber. Die alten Zauberer wollten ihn verbieten. Ein Rebellenzauberer aber suchte Ogis Zauber für sich zu monopolisieren, versprach ihm dafür Privilegien, besiegte den Gegenzauberer und seine Partei und machte Ogi zum Hofmaler.

«3333 Generationen kamen und gingen, und in jeder Generation mußten die Nachkommen Ogis das Problem dieser Beziehungen zu den Häuptlingen und zu den Zauberpriestern lösen.» Wem gehört nun der Künstler? Upton Sinclair stellt die These auf, daß seit dem Morgengrauen der menschlichen Geschichte die Künstler nur auf einem Wege Ruhm und Erfolg erringen konnten: Durch die Verherrlichung der herrschenden Klassen und in ihrem Dienst. «Ich will die Künstler von einem meines Wissens neuen Standpunkt aus studieren, will fragen: Wie verdienen sie ihr

Brot? Was tun sie dafür? Will ihnen die Taschen umdrehen, sehen, was darin ist, erfahren, wo es herkommt. Will an sie die Frage richten, die ich bereits an Geistliche, Journalisten, Universitätsprofessoren, Rektoren und Lehrer gerichtet habe: *Wem gehört ihr, und weshalb gehört ihr ihm?»*

Und so antwortet nun Upton Sinclair, indem er die menschliche Kulturgeschichte, vornehmlich die Weltliteratur, seit den Vorzeiten mit dem Leser durchgeht, welcher Künstler ein Wahrheitssucher ist, wer auf jegliche Behinderung der Freiheit, vornehmlich auf die materielle Abhängigkeit, aktiv antwortet und sich unabhängig macht, sich befreit. Wer in diesem Sinne sozial wirkt. Auch beweist er, wie die meisten solcher Wahrheitssucher darbten und proletarisiert wurden, während die anderen zwar hohe Künstler zur Unterhaltsamkeit ihrer Herren und Brotgeber waren, aber jeglichen großen sozialen Sinnes ermangelten. Manches Werturteil über geniale Künstler stellt der arge Revolutionär Upton Sinclair so auf den Kopf, manchen Großen enthauptet er und versenkt ihn in die Dantesche Hölle, ohne zu lästern, ohne zu schimpfen, vor dem schöpferischen Geiste trotz allem ehrfürchtig und anerkennungsbereit. Nicht besteht vor ihm das Alte Testament, das man auf wenige, heute noch Gültigkeitswert habende Stellen zusammenstreichen könnte. *Christus* steigt auf als heiliger Revolutionär, in eine Parallele heutiger Tage, horribile dictu — mit Lenin gezogen. Aber in Ehrfurcht vor Christus. Gott macht durch die Kirche Propaganda, oder besser, die Kirche macht mit Gott für sich Propaganda. Bös ergeht es den griechischen Heroen, beispielsweise *Alkibiades*, der, ins Amerikanische hineingesetzt, zum Hochverräter und ungeheuerlichen Menschheitsver-

brecher auswächst. «Diese Laufbahn zeigt uns eindeutig, daß es für einen Staatsmann nicht genügt, schön und anziehend zu sein; er muß außerdem auch in seiner Jugend die Sonntagsschule besucht haben.» Andere Griechenhelden versetzt Upton Sinclair ebenfalls ins heutige Getriebe; den Spötter *Aristophanes* nennt er den ersten Humoristen der Reaktion. Ueberall spiegeln sich die wirtschaftlichen und geistigen Kämpfe der heutigen Zeit wider. Bei den sklavenhaltenden imperialistischen Römern, die im frommen Aeneas den vaterländischen Helden finden, in dem *Virgil* die herrschende Klasse, den Kaiser Augustus verherrlichte. *Horaz* und *Juvenal* sehen wir als Gesellschaftskritiker. Die christliche Revolution des Mittelalters wird beleuchtet, dann «der Himmel der Eleganz», der Privilegierten, *Boccacio*, im 14. Jahrhundert, dessen schlüpfrigen Schilderungen «die Hölle des Schmutzaufwirblers» Dante gegenübergestellt wird. *Raphael:* Ganz und gar Hofmaler der «frommen Giftmischer»; *Michelangelo:* der immer wieder in seiner Freiheit behinderte ungeheuerliche Rebell. «Wer ist verrückt?» fragt er beim Anblick Don Quijotes. «Schimmernde Fäulnis» nennt er das Zeitalter *Shakespeares;* den Ausgangspunkt dieses Höflings «die Theorie des braven Mannes», der eine «komische Note», die gnadlose Verhöhnung des Pöbels, des Rüpels in sich birgt. *Milton* aber, der Vertreter der republikanischen Sache, gewinnt das Lob des Puritaners. *Corneille* fällt mit der «Propaganda des Ruhmes» der regierenden Autokraten zusammen, *Racine* mit den «ungezügelten Begierden» der Zeit des Sonnenkönigs. Eines Hoftapezierers Sohn, aus dem Proletariat, taucht der als Schauspieler nahezu geächtete «Harpunierer der Heuchelei», Molière, auf.

«Tod der Niedertracht» heißt das Kapitel, das dem Zyniker und Zweifler *Voltaire* und seinem ununterbrochenen Kampf gegen das geistige, wirtschaftliche, politische Erbe des Sonnenkönigs gewidmet ist. *Jean-Jacques Rousseau*, der stets in seiner Freiheit behinderte, ist der Fanatiker des wahren Selbstbekenntnisses. «Die vergiftete Ratte», die man in ihrem Loch sterben läßt, heißt er Jonathan *Swift*, dessen allegorisches Buch Gullivers Reisen die Kleinlichkeit und Geringfügigkeit der menschlichen Angelegenheiten in der Zeit der Restauration nach der puritanischen englischen Revolution geißelt. Als im tiefsten Sinne revolutionären Geist betrachtet Upton Sinclair *Beethoven*, den «Gehirnbesitzer», der vor keiner Autorität sich beugte und der, als sein Bruder, erfüllt vom Stolz des neureichen Bourgeois, ihm eine Visitenkarte zeigte, auf der stand: «Johann von Beethoven, Gutsbesitzer», darunter die Worte kritzelte: «Ludwig van Beethoven, Gehirnbesitzer». «Politik ist Schicksal», ruft Sinclair bei *Goethe* aus, dessen Größe er achtet, bei dessen Betrachtung er aber am Schlusse schreibt: «Wir kennen nur die Reichen und befassen uns in unseren Kunstwerken ausschließlich mit ihnen und sehen das Leben von ihrem Standpunkt aus. Und alle Kritiker erklären einstimmig: Das ist die Wirklichkeit, ist Natur, ist Kunst. Sind wir aber anderer Ansicht und verleihen unserer Ueberzeugung Ausdruck, so ruft die Kritik: Idealismus, Predigt, Propaganda!» Schlecht kommt Walter *Scott* als Konservativer, als Vertreter der Tory-Romantik weg. *Byron* dagegen ist ein Empörer, ist «der erste Lord der Literatur». *Shelley* heißt «der Engel der Revolte» . *Keats*, der Republikaner, der reinste Lyrik schrieb, die man als Cokney-Eng-

lisch verlachte, weil er «der Sohn eines Fuhrwerkbesitzers» war, ging elend an Tuberkulose zugrunde und wurde erst nachher von den Konservativen als harmlos anerkannt. *Balzac*, «der Raubtierdichter», formulierte seine politische Formel: «Das Volk muß so fest wie möglich an der Kandare gehalten werden», und war ein ungeheurer Gesellschaftskritiker, ein Propagandist der ruhmreich, schön, bezaubernd, erhaben gesehenen Habgier, der vergifteten Atmosphäre des Geldes, des Egoismus. Victor *Hugo* dagegen ist «der alte Kommunarde». Sein Wesen war leidenschaftliche Hingabe an Freiheit und Gerechtigkeit. Die dekadenten, die reinen Aestheten, die Anbeter der Kunst um der Kunst willen («Email und Kameen», Théophile *Gautier*, — «Das Kind seiner Zeit», *Musset*) schneiden schlecht ab. «Gebet beim Ehebruch» heißt das Kapitel über George *Sand*, *der* Sinclair aber um ihrer Bauernromane willen Gerechtigkeit widerfahren läßt. *Flaubert* wird er nicht so gerecht, wenn er ihn nur bei der Formel faßt, die Form sei die Natur der Idee. Den kranken *Heine* in seiner «Matratzengruft», mit dem Leid des Juden, verherrlicht Upton Sinclair als Soldaten im Kriege für die Befreiung der Menschheit. Des ehemaligen Revolutionären Richard *Wagners* Umfall zum Hofkomponisten beklagt er tief und schließt mit den Worten: «Von allen Tragödien, die Richard Wagner dichtete, ist keine so bitter und so tragisch, wie die Entwicklung des jungen Siegfried (seines Sohnes), der heute dem weißen Terror Deutschlands den Namen seines Vaters leiht und eine der Hauptstützen der antisemitischen, kommunistenmordenden Hakenkreuzler ist.»

Die «goldene Kette» ließe sich plündern und plündern. Ich will nur noch einige Stichworte daraus erwähnen: *Tennyson* heißt bei ihm der «Wiegenliedkrondichter», dem *Dickens*, der Rechtsanwalt, der die Rechtszustände geißelte, der als einer der ersten für die Erniedrigten und Beleidigten eintrat, als instinktiv klassenbewußt gegenübersteht. *Edgar Allan Poë* «war sein Leben lang ein Kämpfer und ein leidenschaftlicher Propagandist. Er kämpfte für die Kunst, für ihre Freiheit und Herrlichkeit; aber sie erschien ihm als etwas, das nichts mit dem täglichen Leben der Menschen, mit ihren Gefühlen der Brüderlichkeit und Solidarität zu tun hat. Das Leben ließ seine Rache an ihm aus, seine Strafe war schwer genug, und wir könnten uns damit begnügen, unser Mitleid auszudrücken, wenn nicht seine Kunsttheorien noch lebendig wären und anderen jungen Künstlern ebenso zum Verderben gereichten wie ihm. Deshalb müssen wir uns der schmerzlichen Aufgabe unterziehen, über den Gräbern mächtiger Dichter, die im Elend starben, die Lehre ihres Lebens auszusprechen.»

Upton Sinclair liebt von ganzer Seele den «guten, grauen Dichter» Walt *Whitman*, den Vagabunden und Krankenpfleger. «Mein Ruf ist der Ruf zum Kampf — ich nähre die tätige Rebellion.» Seither nähre jede neue Generation von Rebellen ihre Seele an Whitmans Inspiration. Trefflich werden die Russen skizziert: *Turgenjeff* erhält die Bezeichnung des «russischen Hamlet», *Tolstoi* die des «Bauerngrafen»; in *Zola* sieht er den Führer der Massen im Kampf gegen die Reaktion; er spricht von den «Schweinetrögen des Zolaismus». *Maupassant* dagegen ist der «spielerische Dämon», der die Unechtheit menschlicher Ehre

und Würden sammelt, wie ein Naturforscher giftige Insekten und Schlangen sammelt. Der mächtige «Feind der Konventionen», *Ibsen*, steht neben dem krankhaft zermarterten *Strindberg*, welcher sein Leben hindurch sich abmüht, seine «biologische Ueberlegenheit» gegenüber dem Frauengeschlechte zu beweisen. *Nietzsche*, der Uebermensch —, *Verhaeren*, der sozialistische Dichter der Oktopus - Städte. Unter dem Titel des «ungekrönten Königs» taucht Mark *Twain* auf, dessen von Sinclair gegebener Lebensabriß wahrhaft tragisch wirkt. Amerikas größter Humorist war bis ans Lebensende von den Ketten der Geldehe und Ehrbarkeit gefesselt. Und eine seiner Redensarten lautete: «Die verdammte und räudige Menschenrasse!» Nachdem Upton Sinclair uns noch einige neuere Amerikaner interpretiert, darunter, wie zu Anfang erwähnt, Jack London, wendet er sich Josef *Conrad* zu, diesem Meister der englischen Prosa, der aus Polen stammt und seine Laufbahn auf einem französischen Schiff im Mittelmeer begann. Conrad, der Psychologe des Abenteuers, der große Trauernde, der an die Rache des Schicksals glaubt, der Zelot (der Eiferer) des Pessimismus. Und Upton Sinclair schließt mit einer Huldigung für den Akademiker, für den unter die «Unsterblichen» aufgenommenen Anatole *France*, der sich als Rebell entpuppt, der daran glaubt, daß die Vereinigung der Arbeiter der Friede der Welt sein werde, Anatole France, der gekrönte Liebling, der Herr der Feder, welcher den geistreichen Satz schrieb:
«Das Gesetz in seiner erhabenen Gleichheit verbietet Reichen wie Armen, unter Brücken zu schlafen, auf der Straße zu betteln und Brot zu stehlen.»

Die These «der goldenen Kette» lautet, «daß seit dem Morgengrauen der menschlichen Geschichte die Künstler nur auf einem Wege Ruhm und Erfolg erringen konnten: durch die Verherrlichung der herrschenden Klassen und in ihrem Dienst.»

Sechs große Kunstlügen wollte Upton Sinclair in seinem Buche enthüllen und besprechen:

«Erste Lüge: Die Kunst sei um der Kunst willen da, der Endzweck der Kunst, die einzige wahre Aufgabe des Künstlers, sei die Vervollkommnung der Form. Diese Lüge ist eine Notwehr senil gewordener Künstler; wo sie vorherrscht, ist nicht nur die Kunst, sondern auch die Gesellschaft, in der sie auftritt, degeneriert.

Zweite Lüge: Die der Snobs. die behaupten, die Kunst sei etwas Esoterisches, nur wenigen, nicht aber den Massen Zugängliches. Ihr werdet sehen, daß die große Kunst mit wenigen großen Ausnahmen von jeher dem Volk verständlich gewesen ist und daß die großen Künstler stets die Masse beeinflußten.

Dritte Lüge: Die der Kunsttradition, die Auffassung, daß die jungen Künstler sich an die alten Beispiele halten müssen und nur von den Klassikern lernen können. Ihr werdet sehen, daß wirklich lebensfähige Künstler ihre eigene Form schaffen und daß unsere heutige Kunsttechnik jener früherer Zeiten überlegen ist.

Vierte Lüge: Die des Kunstdilettantismus, die Auffassung, der Zweck der Kunst sei Unterhaltung und Zerstreuung, Ablenkung vom grauen Alltag. Diese Lüge ist das Produkt geistiger Minderwertigkeit: der wahre Zweck der Kunst besteht in der Veränderung der Wirklichkeit.

Fünfte Lüge: Die Kunst habe nichts mit Ethik zu schaffen. Natürlich kann der Künstler gar nicht umhin, zu ethischen Fragen Stellung zu nehmen, da ja letzten Endes jedes Problem eine ethische Seite hat.

Sechste Lüge: Wahre Kunst schließe Propaganda aus und habe nichts mit Freiheit und Gerechtigkeit zu tun. Dieser Behauptung setzen wir folgende entgegen:

«Jede Kunst ist gleichzeitig Propaganda.»

Und an den Schluß der «goldenen Kette» setzt Upton Sinclair die wuchtigen Worte:

«Die Künstler unserer Tage gleichen hypnotisierten Menschen: Sie wiederholen unentwegt irgendeine Lehre, nichtssagende Formel. Ich sage: Laß dich nicht durch Worte einlullen, Kamerad, zieh aus, dem aufdämmernden Leben entgegen, nimm teil am Kampf, drücke ihn aus in einer neuen Kunst, leiste einem *neuen* Publikum diesen Dienst, dem Publikum, das du dir selbst erschaffst. Das ist der Sinn dieses Buches, das letzte Wort, das ich zu sagen habe: Deine schöpferische Kraft begnüge sich nicht damit, Kunstwerke hervorzubringen, sondern baue gleichzeitig an einer neuen Welt, schaffe neue Seelen, bewegt vom neuen Ideal der Solidarität, einem neuen Liebesimpuls und Glauben, wecke nicht nur Hoffnung, sondern Entschlossenheit!»

V. VORLESUNG

UPTON SINCLAIR

«Ich wurde 1878 in Baltimore geboren», schreibt Upton Sinclair von sich selbst. Also zwei Jahre später als Jack London. «Ich besuchte dann die Volksschule und das College von New York, wo ich die Dinge studierte, die mich interessierten und jene vernachlässigte, die mich nicht interessierten.

Im letzten Jahre nahm ich Urlaub für mehrere Monate, saß zu Hause und verschlang lesend alles, was ich erwischte. Die drei Männer, welche am meisten mit der Formung meines Denkens zu tun hatten, waren Jesus, Hamlet und Shelley. Aber zur nämlichen Zeit las und studierte ich auch vornehmlich Carlyle, Browning, Milton und Goethe. Tennyson las ich, war aber immer von seinem konventionellen Gehabe irritiert. Arnold war, glaube ich, neben Shelley und Shakespeare, mein Lieblingsdichter. Ich liebte seine edle Würde — seine eher traurige, — gar nicht etwa das, wie ich war oder zu sein vermeinte. Außerdem halte ich viel von Thackeray. Ich las alle Deutschen bis zu Freytag, bevor ich einen Franzosen las, so daß die Franzosen weniger Einfluß auf mich gewannen. Aber Zola lehrte mich viel. Ich sagte von meinem Buche «Der Sumpf», daß ich in ihm den Inhalt Shelleys in die Form Zolas zu gießen versucht habe.

Was mich zum Sozialismus brachte, war mehr das Christentum, als irgend etwas anderes. Ich sah, daß diejenigen, die Jesus lehrten, weder nach ihm handelten, noch ihn zu verstehen schienen. Ich aber wollte dies. Und je mehr ich an seiner Göttlichkeit zu zweifeln begann, desto wichtiger erschien es mir, die menschliche Seite seiner Lehre zu verstehen und anzuwenden. Ich schrieb «Arthur Stirling» und «Prinz Hagen», welches wahrhaft sozialistische Werke sind, bevor ich je einen Sozialisten kennengelernt hatte. Ich dachte, ich sei der einzige Mensch, der von diesen Dingen wußte; ich trug die ganze Last von alledem mit zwanzig Jahren in meiner Seele, um dann zu entdecken, daß alles schon lange vorher bekannt war.

Ich habe nie am Sozialismus gezweifelt. Sie sehen, ich benutze das Wort in einem breiten Sinne und meine die Wandlung vom Privateigentum und von der Ausbeutung zum Gemeinschaftseigentum und zu der Zusammenarbeit. Was die Wege und Methoden betrifft, so behalte ich mir die Meinung offen und wechsle sie darüber beständig. Ich bin ein Halbsyndikalist und verstehe, daß das Endziel Anarchie sein müßte; so kann ich auch mit allen Sekten zusammenhalten. Ich denke, ein offener Sinn ist mein Hauptcharakteristikum; unter allen Umständen glaube ich daran. Ich versuche, moralische Leidenschaft mit gutem Urteil zu kombinieren, und ich weiß, daß dies ein starkes Stück Arbeit bedeutet, sehe ich doch so wenige, die sie auch nur zu tun versuchen.

Ich versuche, unpersönlich zu sein; das fällt mir schon leichter, weil ich natürlicherweise von Ideen absorbiert bin. Ich ziehe es vor, allein zu

gehen und über die Weltgeschehnisse zu lesen, anstatt irgend jemanden kennenzulernen. Ich sehe die Leute natürlicherweise nicht, womit ich meine, daß ich mir ihre Augen, ihr Haar usw. nicht merke... Gelegentlich bin ich grob und nicht imstande, dem abzuhelfen, weil ich leicht gelangweilt werde und es schwer habe, mich selbst zu beherrschen; mich dünkt, mein Verstand brenne mir durch, bevor ich es merke und während ich einigen Gedanken in meinem Inneren nachjage.

Ich finde, daß ich eben damit begann, Ihnen von mir selbst zu erzählen, wie ich wirklich bin, und nehme an, daß es dies sei, was Sie erfahren möchten. So will ich denn weiterfahren:

Als ich noch jung war, so um achtzehn herum, dachte ich, ich sei irgendwie inspiriert; auf jeden Fall fühlte ich so eine Art Dämon in mir drin und ich arbeitete Tag und Nacht und verzehrte mich selbst. Mit siebzehn Jahren machte ich mich ans Erlernen des Violinspiels; ich übte zehn Stunden täglich, Tag für Tag, zwei oder drei Jahre lang. Ich meine das buchstäblich; 8 bis 12, 2 bis 6 und 8 bis 10 Uhr. Aber dann heiratete ich und hatte mich um Dinge zu kümmern, die letzten Endes eine Hoffnung auf Geld bringen sollten.

Ich erhielt mich vom Schreiben seit meinem fünfzehnten Lebensjahr. Aber als ich in die zwanzig ging (und die Heirat in Sicht war), übermannte mich der Wunsch, nur noch ernsthafte Dinge zu schreiben. Ich konnte nicht länger die Kochtopfgeschichten» («pot-boilers», gemeint sind Geschichten, um Geld zu verdienen), «Zehn-Cent-Novellen, Humoresken usw. liefern, mit denen ich bis dahin meinen Unterhalt und meine Studien bezahlt hatte.

In der Zeit zwischen meinem zwanzigsten und sechsundzwanzigsten Jahre starb ich beinahe vor Hunger. Alle meine Romane aus jener Zeit — «König Midas», «Prinz Hagen», «Arthur Stirling», «Manassas» und der «Industriebaron» — brachten mir insgesamt weniger als tausend Dollar ein. Ich lebte allein mit viereinhalb Dollar die Woche in New York und später mit meiner Familie auf dem Lande für dreißig Dollar im Monat. Ich tat dies wirklich — ob ich wollte oder nicht. Dorther meine Erbitterung und mein Zorn gegen die Armut. Mit Phrasen können sie mich nicht narren.

Wenn ich schrieb, was mich wirklich interessierte, dann tat ich es ununterbrochen, Tag und Nacht, wochenlang in einem Atemzug. Ich meine damit, daß ich den Stoff, an dem ich arbeitete, zu jeglicher Zeit im Kopfe hatte — ich glaube sogar, wenn ich schlief. Ich entwickelte ein wahrhaft außerordentliches Gedächtnis für Worte; ich setzte die Feder nie aufs Papier, bevor ich nicht ganze Seiten auswendig vor und in mir hatte. Ich pflegte auf und ab zu gehen, indem ich es immer wieder durchdachte, und es setzten sich dann in mir fest — ganze Szenen.

In den Schlachthöfen kam ich zu einer Hochzeit hinzu und saß dabei und beobachtete den ganzen Nachmittag und Abend, und die ganze Einleitungsszene in meinem Buche «Der Sumpf» nahm Gestalt an in mir, und ich schrieb es dann und wann nieder, das heißt in meinem Gedächtnis. Ich machte mir nie die geringste Notiz, kein Wort, aber zwei Monate später, als ich mich zu Hause festsetzte, um zu schreiben, schrieb ich die ganze Szene herunter, und ich zweifelte daran, ob ich

auch nur drei Sätze daran änderte. Ich könnte dies auch heute noch tun...»
In der Tat faßte Upton Sinclair — 1904 mag es gewesen sein, als er ein schlecht bezahlter und in ewige Geldsorgen verquickter Reporter war — den für die damalige Zeit fast wahnwitzig kühnen Plan, in die Löwengrube zu steigen. Die Schlachthausarbeiter Chicagos hatten ihn gebeten, ihre Lage zu studieren und zu beschreiben. Als Handlanger verdang sich Upton Sinclair in die Schlachthäuser von Chicago, wo er Wochen und Monate mit den Schlächtern ihr furchtbares Los teilte, um dann durch seinen Bericht den Beherrschern der amerikanischen Börse den Krieg zu erklären und den entsetzten Konservenfleischkonsumenten nebenbei zu zeigen, welchen Dreck sie vorgesetzt erhielten. Und die ganze Welt, vornehmlich die bürgerliche und intellektuelle Welt. las seinen Protest. Upton Sinclair wurde mit einem Schlage berühmt, weltberühmt, natürlich auch verhaßt und dementsprechend verfolgt. Aber die Art und Weise, wie er das Schicksal einer litauischen Einwandererfamilie und ihren schonungslosen Niedergang durch die ausbeutende Kapitalmaschine darstellte, war wirklich vom Standpunkte des Proletariers aus gesehen und fand darum mit den späteren Jahren, nach dem ersten Sensationserfolg, mehr und mehr wieder Eingang bei ihresgleichen, während vielleicht die Intellektuellen seine Kritik ein zweites Mal nicht mehr lesen. Sinclairs Sumpf war eine mutige, große Tat, gestempelt von der schöpferischen Begabung eines echten Darstellers und Dichters.
Sie erinnern sich, daß Jack London über eines der früheren Bücher Upton Sinclairs, «Der Liebe Pilgerfahrt», über den «Mönchsaberglauben» des

jungen Schriftstellers seiner Frau gegenüber, verzweifelt war. Mir blieb bei der Lektüre des genannten Romans besonders eindrucksvoll die Schilderung des Hungers und der furchtbarsten Not des proletarisierten Intellektuellen in Erinnerung, nicht die Not des Arbeiters, der seine Muskeln verbraucht, sondern des sich aufreibenden Gehirnsklaven, der dennoch beansprucht, von der Gesellschaft um seines Künstlertums und um seiner Weltverbesserungsmission willen als Privilegierter behandelt zu werden, und dessen Hader gegen die Welt doch zum Teil des versagten Erfolges wegen entsteht, auf den zu verzichten er sich schließlich durchringt. «Der Liebe Pilgerfahrt» ist auch sonst ein merkwürdiges Buch, eines, zu dem ich persönlich recht negativ stehe, wenn auch die Sexualnöte junger, armer Liebender in didaktischer und reiner Weise dargestellt sind. Aber die Ehe, in dieser Weise als Fessel für den nach Freiheit zur geistigen Arbeit lechzenden, individualistischen Künstler gesehen, ist hier ein bürgerliches Problem, kleinbürgerliche Ideologie und enthält nirgends die beseligende Größe des Kameradschaftgedankens in der Liebe, wie wir sie, doch wohl auch recht autobiographisch, in den Büchern Jack Londons finden, wo der geistige Freund und Mitarbeiter, die Frau, jene Verehrung findet, die ihr gebührt. Anders bei Upton Sinclair in «Der Liebe Pilgerfahrt». Ein stets seufzendes, den Mann nicht verstehendes, ihn hinderndes und hemmendes Geschöpf; die libertinistischen Gelüste des Ehemannes sind dort keine wirklichen Freiheitsgelüste, sondern Willkür, ein Mißverständnis der freiwilligen Gebundenheit, wie sie im Freiheitsbegriff sehr wohl Raum finden und diesem Begriff in sozialer Hinsicht,

im Hinblick auf die Gemeinschaft einen Bestandteil liefert, der zum absoluten Freiheitsbegriff unerläßlich ist.
Upton Sinclair scheint nach seinen eigenen Worten in der «goldenen Kette» in bezug auf diese seine Dichtung Jack London gegenüber einen recht wackeligen Stand gehabt zu haben, wohl, weil er sich im Schreiben selbst verrannt hatte und zu einer These gelangt war, die er nachher nicht mehr verfechten mochte. Upton Sinclair nennt seinen sexuellen Idealismus von damals selbst einen sonderbaren, der daraus entstanden sei, daß ein Mann sich der ihm von Natur und der Gesellschaft verliehenen Vorzüge schämte, sich aus Ritterlichkeit einer Frau zu Füßen warf und sie, ein Bild der Vollkommenheit, auf ein Piedestal hob. Bisweilen freilich weigert sie sich, auf dem Piedestal zu bleiben, und dann ergebe sich für den zu phantasievollen Asketen eine peinlich lächerliche Situation. Man möchte hier ausrufen, daß es eigenartig ist, wie ein Dichter oft nicht mehr weiß, was er in seinem Buche geschrieben hat. Denn gerade in «Der Liebe Pilgerfahrt» ist die Frau nicht verherrlicht, ist sie nicht zum wirklichen Kameraden des Mannes gemacht. Und doch vertritt Upton Sinclair sein Leben hindurch, wie übrigens aber auch Jack London, den Grundsatz, daß Kameradschaft, Freundschaft, Liebe, Ehe eins sein müßten (bei Jack London wenigstens, wenn wir seiner zweiten Frau Charmian London Glauben schenken dürfen).
In ähnlicher Weise übrigens wie in «Der Liebe Pilgerfahrt» problematisch sind andere Werke Upton Sinclairs, die uns verstehen lassen, weshalb ein Dichter, der so inbrünstig sich dafür einsetzte, die Feder für den Arbeiter, für den Sozialismus

zu führen, von denen, die er anspricht, mißverstanden und sogar mißbilligt werden müßte. Nicht proletarisch gedacht, aber in schärfster Weise Gesellschaftskritik übend, ist ein anderer Eheroman von ihm, «Sylvias Heirat» («Sylvia's marriage»), die Emanzipation einer nach plutokratischen Gesichtspunkten verheirateten reinen Frau an ein verseuchtes Mitglied der jeunesse dorée sowie das grausame Werden eines durch die Lustseuche des Vaters blindgeborenen Kindes.

Wie Upton Sinclair ja selbst darauf hinweist, kommt er vom Christentum her zu seinen späteren, die bestehende Weltordnung bekämpfenden Ideen, zeigt er dies wiederum im Zusammenstoß eines unwissenden Proletariers mit dem Denken der reinen, unverbildeten Vernunft gegenüber der verblödeten, philanthropisch angehauchten, kapitalistischen Gesellschaft in «Samuel dem Suchenden» (Samuel the Seeker). Er nimmt das Thema ein zweites Mal in geistreich durchgeführter Parallele auf in jenem seiner bekanntesten Bücher «Man nennt mich Zimmermann» (They call me carpenter), in dem Christus redivivus aus einer Glasscheibe einer reichen amerikanischen Kirche heruntersteigt, im traditionellen biblischen «Kostüm» unter die Smokings und Evening-dresses, unter die Pharisäer, die Reichen und die Armen, auch unter die Sünder, Sünderinnen und Zöllner, die in den Personen unter anderem eines Filmkönigs, einer Filmdiva (Maria Magdalena) auftreten. Christus in seiner legendären Kleidung, mit langen Haaren, wallendem Gewand, wird selbst immer wieder als origineller, neu auftretender Filmstar verstanden, begrüßt, interviewt. Er erwirbt seine Jünger, seinen dreimal ihn verleugnenden Petrus und seinen Judas; die Versuchung tritt in Form un-

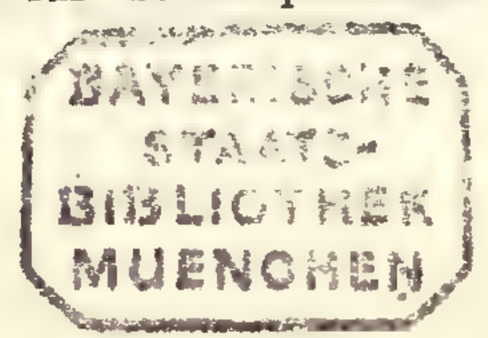
geheurer Dollarengagementsangebote an ihn heran; sein Auftreten erregt, infolge seiner Suggestiv- und Wunderkraft, welche die Armen in ihm sehen, welche er den Armen durch ihren Glauben an ihn zuwendet, polizeilichen Unwillen; Revolten und Unordnung bleiben um ihn herum nicht aus; er stört die Ruhe; man verfolgt, verleumdet ihn, will ihn zwar nicht kreuzigen, wohl aber beinahe lynchen. Der biblische Zimmermann und Genosse Holzarbeiter jedoch, angewidert von der unendlich viel größeren Fäulnis dieser heutigen Welt, verläßt gänzlich entmutigt den Schauplatz, kann sich zum Opfer nicht wieder entschließen und kehrt an seinen Platz im Kirchenfenster zurück, wo die Privilegierten dieser Erde zu seinen Füßen ihrem Privat-, Bauch- und Kontokorrentchristentum nach wie vor huldigen werden.
Auch Upton Sinclair hat eine Art Zukunftsnovelle geschrieben, die freilich dem Vergleich mit der monumentalen «Eisernen Ferse» Jack Londons nicht entfernt standhält. «Nach der Sintflut» heißt sie und stellt, neben zahlreichen geistreichen Episoden, doch die sehr belanglose Anekdote dar, daß vermittelst eines geheimnisvollen und von einem Gelehrten erfundenen Explosivstoffes die lebende Kreatur mit einem Schlag vernichtet werden kann. Nur freilich besitzt das Mittel nicht die Kraft, in die Höhe zu steigen. So retten sich denn einige in einem lenkbaren Luftschiff entkommene Vertreter der verschiedenen bisherigen Menschenklassen, kehren zurück, finden die ungeheuren Wohnstätten der Zweifüßler verlassen und beginnen ein neues Zeitalter, das zunächst noch in den aus der früheren Weltepoche übriggebliebenen Vertretern den Kampf mit den alten Lastern aufnehmen muß, um es dann aber mit der Welt-

verbesserung leichter zu haben, als wenn die Vielzuvielen noch vorhanden gewesen wären. Mit anderen Worten, eine Besserung der Menschen und ihrer Welteinrichtung ist nur möglich, wenn wir bis auf einige wenige die ganze Adams- und Evasippe ausrotten und dann erst neu zu erziehen und aufzubauen beginnen. Wogegen sich wohl die meisten der lebenden Erdenbewohner ernstlich verwahren werden.
Aber wir tun Upton Sinclair Unrecht, wenn wir uns zu lange an diesen vielleicht zu sehr von der Schreibzimmerluft angekränkelten, nicht genügend ins Künstlerische aufgelösten Tendenzdichtungen aufhalten. Upton Sinclair wird dort zum Dichter, zum großen Darsteller und zum für die kapitalistische Gesellschaft fast unerträglichen Kritiker, wo er sich selbst ganz mit den Erniedrigten und Beleidigten, mit dem Proletarier zu identifizieren vermag, wie er es zum erstenmal in seinem Buche «Der Sumpf» getan, zu dem ihn Jack London so begeistert beglückwünschte. In «König Kohle», in welchem Buche uns Upton Sinclair zwingt, daß wir uns ganz und gar auf seiten der ausgebeuteten Bergwerksarbeiter stellen, behielt er das gefundene Thema bei. Georg Brandes, der große dänische Kritiker, leitete das Buch, als es 1918 erst im Deutschen erschien, mit folgenden Worten ein: «Upton Sinclair ist einer der nicht allzu zahlreichen Schriftsteller, die ihr Leben der Agitation für soziale Gerechtigkeit geweiht und auch ihre Kunst in den Dienst einer ausgesprochenen Tendenz gestellt haben. Ein großer Enthusiast, dem alle Konzessionen fremd sind, hat er niemals vor Opfern zurückgescheut. Von Zeit zu Zeit haben ihm seine Schriften großen materiellen Erfolg gebracht, doch hat er immer wieder sein Geld in

Unternehmungen gesteckt und verloren, durch die er Ungerechtigkeiten zu bekämpfen und menschliches Glück zu fördern hoffte. Jedesmal enttäuscht, hat er dennoch die Hoffnung und den Mut zu neuen Versuchen nicht verloren.
Als überzeugter Sozialist und eifriger Befürworter unpopulärer Lehren, als einer, der soziale Verhältnisse, die sorgsam vor dem öffentlichen Auge verhüllt wurden, an den Pranger stellte, hatte er fast alle einflußreichen Zeitungen seines Landes zu Feinden. Trotzdem er immer arm und niemals geneigt war, seinen Verlegern die für zahlreiche Auflagen und zu großer Popularität nötigen Konzessionen zu machen, wurde er dennoch boshafterweise als Salonradikaler und sozialistischer Millionär hingestellt. Er war verschiedene Male gezwungen, seine Verleger zu wechseln, was ein Beweis dafür ist, daß es ihm nicht um materielle Gewinne zu tun ist.
Upton Sinclair gehört zu den zeitgenössischen Schriftstellern, die ein sympathisches Interesse verdienen. Er beweist seinen amerikanischen Patriotismus nicht durch Lobhymnen auf die recht zweifelhafte Freiheit in den Vereinigten Staaten, sondern durch tatkräftiges Mühen, um diese mit dem Elixir der wahren Freiheit — der Freiheit der Menschen — zu durchtränken. Er begnügt sich nicht mit einer kaltblütigen, unterhaltsamen Schilderung der Dinge. In seinen Aufrufen an die Ehre und Genossenschaftlichkeit seiner Landsleute führt er ihnen die furchtbaren Bedingungen vor Augen, unter denen Hunderttausende von Lohnsklaven leben.
Sein Ziel ist, diese unnatürlichen Bedingungen zu verbessern, den Allerärmsten einen Schimmer von Licht und Glück zu verschaffen, ihnen das Gefühl

behaglichen Wohlseins zu geben und die Gewißheit, daß das Recht auch für sie bestehe.
In diesem Roman» (König Kohle) «hat sich Upton Sinclair in das Studium des Bergmannslebens der Rocky Mountains vertieft. Sein sensitiver, enthusiastischer Geist hat zu Zolas Meisterwerk Germinal ein amerikanisches Gegenstück geschaffen».
Es ist übigens an den Helden Upton Sinclairs interessant, zu zeigen, wie sie verschieden wirken, je nachdem, woher sie stammen. Die Figur des zum Sozialisten bekehrten Intellektuellen oder gar reichen Herrensohnes kehrt mehrmals wieder. Intellektuelle, Privilegierte, die sehen lernen, daß sie am Unrecht des Kapitals beteiligt sind. Und trotzdem, daß sie der Fall des Dichters selbst sind, der, zwar nicht gerade ein Privilegierter, so doch aus ihrer Gesellschaftsschicht herstammte, wirken seine tragenden Figuren dann am heldenhaftesten, wenn sie aus der eigentlichen Proletarierschicht heraus kämpfen und keinen derartigen bravgewordenen Gegenspieler zur Seite haben. In «König Kohle» ist es der Erbfolger des Kohlentrustmannes, der sich unerkannt unter die Arbeiter seines Vaters mengt, ihr Los miterleidet und durch das Erlebte revolutioniert wird, der grimmige Verfolgung und Not durchmacht, weil er sich an der Organisation der Wehrlosen, die zunächst wegen der ungenügenden Schutzmaßnahmen gegen die Grubengase protestieren, als einer der Ihren mitbeteiligt. Neben der aufwühlenden realistischen Schilderung der proletarischen Verhältnisse ist es immer wieder die Ichgleichsetzung mit dem doppelt leiden müssenden reichen Jüngling, die mehr den Bürgerlichen abstoßend oder sympathisch anspricht, als vielleicht den ganz und

gar klassenbewußt empfindenden Arbeiter, der eine gewisse Halbheit für sich darin empfinden muß.
Proletarischer Held durch und durch ist aber dann «Jimmie Higgins», der zum Soldatendienst in den Weltkrieg gezwungene, kleine, sozialistische Propagandist, der unter den Fahnen und Schlagworten der öffentlichen Meinung am Völkermord teilnimmt und endlich wie die Barbusseschen Helden allmählich zum Rebellen auswächst. Romain Rolland schrieb Upton Sinclair, als das Buch erschien: «Wenn, wie ich hoffe, eine neue, gerechte und brüderliche Gesellschaftsordnung Wirklichkeit werden wird, wird Ihr Jimmie, dieser aufrichtige Heros und Märtyrer, in der Erinnerung der Menschheit weiterleben als die legendäre Gestalt des geschändeten Volkes in der Zeit der großen Unterdrückung.»
Und ebenso schmutzaufwirbelnd, ebenso gesellschaftskritisch wirkt der negative proletarische Held Upton Sinclairs, der Spitzel in seinem Buche, das in deutscher Ausgabe «Hundert Prozent» heißt. (The Spy.) Der Agent provocateur, der Judas, der seine Arbeiterkameraden verrät und der uns in die Machenschaften der Gegenorganisation gegen die proletarischen Organisationen hineinführt, eine fast unglaubliche Brutalität und verbrecherische Gewalttätigkeit amerikanischer Unterdrückungs- und Polizeimethoden aufdeckend, die indessen von Sinclair in einem nüchternen Tatsachenanhang mit Berichten über entsprechende wirkliche Vorkommnisse belegt werden.
Das nämliche tut er übrigens in einem seiner dramatischen Versuche, «Singende Galgenvögel», indem er den gefolterten roten Adams den Hungerstreik für seine politische Ueberzeugung



durchführen läßt. Zur Aufklärung der Leser schreibt Upton Sinclair unter anderem im Nachwort:

«Ein Erlebnis des Verfassers während des Streikes der Hafenarbeiter im Mai 1923 in San Pedro (Kalifornien), dem Hafen für Los Angeles, gab ihm die Anregung zu dem Stück. Der Verfasser wurde mit drei Freunden zusammen verhaftet und achtzehn Stunden in Einzelhaft ins Gefängnis gesteckt. Sein Verbrechen war folgendes: Er stand auf einem Privatgrundstück und versuchte, die Verfassung der Vereinigten Staaten vorzulesen; er hatte die schriftliche Erlaubnis des Eigentümers dazu in der Tasche, auch der Bürgermeister und die Polizeibehörde waren gebührend verständigt worden. Wer etwas über den Streik und seine Ursache wissen will, findet einen Bericht hierüber in den ersten Kapiteln von «Der Rekrut» (Malik-Verlag, Berlin, 1925). 600 Mann wurden damals in einer Nacht ins Gefängnis gebracht, weil sie durch Jodeln und Singen ihre Sympathie für den Streik bezeugt hatten. Die zweite Szene des ersten Aufzuges, welche die Vorgänge in den Massenzellen («Tanks») schildert, ist ein getreuer Bericht der Ereignisse im Polizeigefängnis von San Pedro und in verschiedenen Stadtgefängnissen von Los Angeles.» Upton Sinclair gibt die Personalien eines Pfarrers an, der ebenfalls ins Gefängnis geworfen und mißhandelt wurde, weil er als Christ mit den Streikenden sympathisiert hatte.

«Die verschiedenen Mißhandlungen und Rechtsverletzungen durch die Polizei sind von einem Komitee der Pfarrervereinigung von Los Angeles untersucht worden. — Vor demselben Komitee erklärte ein Mitglied der I. W. W. (Union) unter Eid, daß er von dem damaligen Polizeichef immer

wieder ins Gesicht geschlagen worden sei, und verschiedene andere Leute bezeugten diese und noch andere Roheiten. Die Polizeibehörde gab in einem förmlichen Protokoll zu, daß sie dem Singen der Gefangenen durch Schließen sämtlicher Ventilationsklappen in den Massenzellen ein Ende gemacht habe. Sie leugnete, die Dampfheizung aufgedreht zu haben, wie ein großer Teil der Gefangenen behauptete. Es muß festgestellt werden, daß die Polizeibehörden von Los Angeles keine Ausnahme darstellen, sondern daß überall in den Vereinigten Staaten genau die gleichen Dinge getan worden sind und genau dieselben Bedingungen in den Gefängnissen und Strafanstalten herrschen» usw.

Upton Sinclair versuchte sich, außer mit den «Singenden Galgenvögeln», auch noch mit anderen Bühnenwerken (mit wenig Glück), von denen ich *«Die Hölle»* als originelles Satyrspiel hervorheben möchte. Der Hofnarr Satans hat Petrus den Schlüssel gestohlen und den Himmel abgeschlossen. Die Engel können nicht mehr auf die Erde; die Teufel werden darauf losgelassen. Der Weltkrieg bricht aus. Im Thronsaal Satans werden die Ereignisse auf Erden im Film dargestellt und lösen das Gelächter der Hölle aus. Am Ende eines jeden Aktes aber reißen sich die Schauspieler die Masken vom Gesicht, binden sich die demaskierten Teufel die Schwänze los und beschimpfen den Autor für den Stuß und die blödsinnige Gesinnung, die er ihnen zu spielen und zu mimen aufnötigt. Schließlich geraten sie sich selbst in die Haare, bis der wahre Teufel erscheint und erklärt:

«Ihr seht, meine Damen und Herren, daß sich die menschliche Natur nicht ändern läßt. Die Men-

schen lieben den Kampf und werden ihn immer lieben. Nach Utopia führt kein Weg. Wollten wir morgen alles verteilen, so wären nach kurzer Zeit die Reichen wieder reich und die Armen von neuem arm. Und wer würde die schmutzige Arbeit verrichten?»

Der Verfasser (auf der Kanone, die zum Bühnenbild des Schlachtfeldes des letzten Aktes gehörte, hockend, in ohnmächtiger Wut): «Meine Damen und Herren, Freunde, Genossen! Dieser Kerl hat in meinem Stück nichts zu suchen. Was er da sagte, ist nicht von mir. Glaubt ihm nicht! Er ist der einzig wirklich vorhandene Teufel: der Unverstand!»

Doch kehren wir noch einen Augenblick zu den letzten Prosawerken Upton Sinclairs zurück. Ich erwähne das Buch «Sklaverei», die Gesinnung der Freiheitskämpfer um heilige Menschenrechte und die geistige Abhängigkeit ihrer Gegner, von kapitalistischen Gesichtspunkten und Traditionen aus, in der Zeit des Sezessionskrieges darstellend. Dann die Kampfbücher gegen die Kapitalwirtschaft, «Die Wechsler» und «Metropole» betitelt. Amerikanische Ergänzungsstudien, möchte man sagen, zum Roman «L'Argent» Zolas. Im Buche «Boston» ersteht die Heiligenlegende von Sacco und Vanzetti, aber sehr realistisch, vor des Lesers Augen. (Eben erschienen in der Büchergilde Gutenberg, gemeinsam mit dem Malikverlag.) Eine ätzende Ironie erfüllt Sinclairs «Präsident der Vereinigten Staaten», eine Erzählung in Briefen, in denen die Beziehungen zwischen amerikanischer Regierung und New Yorker Börse, in denen die Abhängigkeit des gesamten politischen Apparates vom Kapital beschrieben wird. Und diese Beziehungen zwischen Regierung und Petrolkapital

sowie die politische Korruption der Vereinigten Staaten werden weiter entwickelt in dem großen sozialen Roman «Petroleum».
Zunächst möchte ich zu diesem spannenden und aufwühlenden Buche noch das gleiche bemerken, was Upton Sinclair seinem Freunde Jack London vorwarf, nämlich, er habe für seinen harten Individualisten Martin Eden so viel Sympathie aufgebracht, daß es niemand einfallen könnte, einen Tadel oder eine Warnung herauszulesen. Der Aufstieg seines Oelkönigs in «Petroleum» und seines Oelprinzen Bunny, dieses schwachen und beeinflußbaren Jungen, die Niedertracht, mit der die Trustpartner und Gegner den Oelkönig und seine Nachkommen betrügen, erweckt zunächst im Leser, im bürgerlichen Leser unbedingt Sympathie und läßt ihn bei diesen Figuren verweilen, ohne ganz vom tiefsten Sinne der sich abspielenden Arbeitertragödie, von der Tragödie der ausgebeuteten, besitzlosen und betrogenen kleinen Leute erfaßt zu werden. Man kann fast nicht umhin, zu bedauern, wie der Oelprinz von seinen Angehörigen um sein gutes Geld beluxt wird, Geld, das er übrigens nach seiner endgültigen Bekehrung dem Arbeiterwohl zugute kommen lassen möchte. Bunny ist ein gar netter Junge, voll Mitleid und Anteilnahme am Los der Unterdrückten, — aber so richtig unten durch mußte er nie, war nie, was man sagt, proletarisiert.
Andererseits bleibt der starke, geradlinige, stets geschlagene und getretene, alles opfernde, aber immer finstere, unfreundliche, abweisende, verbitterte, von Ressentiment erfüllte Arbeiterheld und Jugendgespiele Bunnys, Paul, dem Leser fremd, auch wo er in bestialischer Weise von Schwarzhundertleuten, von Mitgliedern des Bun-

des ehemaliger Kriegsteilnehmer, totgeschlagen wird. Und daneben der Bruder des proletarischen Märtyrers, der Sektengründer und Karriere machende Prophet, der seinesgleichen meisterlich auszunützen versteht, übrigens an und für sich ein ganz spezielles Kapitel amerikanischen Kultur- und Geisteslebens illustrierend, das Wesen des Sektierertums. Unwissenheit, halbes Wissen, Gläubigkeit und Leichtgläubigkeit haben billiges Spiel, wie dies auch in dem furchtbar verzerrten Lachen, das letzten Endes Sinclair Lewis in seinem «Elmer Gantry» anstimmt, ersichtlich wird. Upton Sinclair beschließt sein vielleicht bedeutendstes Buch «Petroleum» mit den nüchternen Worten: «Mische die Karten und teile eine neue Runde aus: die Karten liegen ganz und gar anders als bei der vorigen Runde, und es sind doch genau dieselben Karten und dasselbe Spiel und dieselbe Stimmung; die Spieler sitzen da, mit grimmigen Mienen, schweigend, — über ihren Köpfen eine Wolke von Tabakrauch.

Das gilt auch für diese Erzählung, — ein Sittenbild aus Südkalifornien, wo der Verfasser in elfjährigem Aufenthalt Beobachtungen zu machen genug Gelegenheit hatte. Das Bild entspricht der Wahrheit, und die große Masse von Einzelheiten ist getreu wiedergegeben. Aber die Karten wurden gemischt; Namen, Orte, Daten, Charakterzüge, Episoden — alles wurde neu ausgeteilt. Die einzigen Personen, die in diesem Buch wirklich wiedererkannt werden können, sind die drei Präsidenten der Vereinigten Staaten, die während der letzten fünfzehn Jahre im Amt waren. Selbstverständlich konnte man da nicht «mischen», ohne jeden Schimmer von Echtheit zu vernichten. Sollte aber ein Leser seine Zeit mit dem Versuch ver-

bringen, Petroleummagnaten und Kinoköniginnen zu identifizieren, so würde er sie vergeuden und möglicherweise sogar jemandem Unrecht tun, der vielleicht zwar sich eine Zehe abgeschossen hat, um die Unfallversicherung zu begaunern, aber zufälligerweise keine Maitresse aushält oder keinen Beamten eines Ministeriums bestochen hat.»

«Petroleum» wurde in gewissen Städten Amerikas verboten. Die Buchhandlungen durften es nicht feilbieten. Upton Sinclair wurde dafür persönlich festgenommen und gerichtlich verurteilt. Das Verbot begründete sich angeblich auf den unsittlichen Inhalt gewisser Partien, welche die Verdorbenheit der männlichen und weiblichen reichen amerikanischen Jugend schildern. Ich brauche nicht besonders hervorzuheben, daß Zynismus einem Geiste wie Upton Sinclair absolut fernliegend ist. Der amerikanische Zensor heuchelte Sittlichkeit und meinte Politik. Die deutsche Ausgabe des Malik-Verlags enthält ein Feigenblatt als Buchzeichen, auf dessen einer Seite steht: «Jedermann sein eigener Zensor!»

Auf der anderen Seite heißt es: «Dem sittlichen Leser wird anheimgestellt, Stellen, die ihm gefährlich werden könnten, mit diesem Feigenblatt zu bedecken.»

Man begreift den Arbeiterführer der äußersten Linken, wenn er die Bücher Upton Sinclairs seinen Lesern ans Herz legt und von seinem Standpunkte aus vorführen muß. Sie haben eine Kraft der Ueberzeugung, der dokumentarisch verbürgten Wahrheit, entsprechen dem Sinclairschen Begriffe der Propaganda, welche das Blut über den Ungerechtigkeiten und Brutalitäten der herrschenden Gesellschaft sieden macht, bei denen man, wenn man sie liest, aufschreit vor Weh über die Un-

menschlichkeit unserer die Macht innehabenden Mitmenschen, auch, indem man den wohlbewaffneten und organisierten, beständigen verborgenen Krieg dahinter errät, der gegen die Besitzlosen und sich zu regen Beginnenden geführt und dennoch geleugnet wird. Man lernt den verfolgten Aufruhr gegen diese Willkür und Gewalt mit dem Scheine der Rechtmäßigkeit und Ordnung mit anderen Augen sehen. Man fühlt den Stolz der Mißhandelten mit, wenn sie den Erwecker der Abwehr- und Abscheugefühle gegen die ihnen angetane Unbill unter den Vordersten in den Reihen der Dichter finden, die dem Kampfe um eine neue Gestaltung der Erdenverhältnisse sich verpflichtet haben.

Es ist möglich, daß dereinst einmal ein ebenso großer Unterschied zwischen diesen Dichtern um das Proletariat herum und aus ihm heraus und den Lesern aus bürgerlichen Kreisen entstehen wird, wie zwischen den heutigen Kunst-für-die-Kunst-Künstlern und den Arbeitern. Es gibt schon heute eine Reihe neuer russischer Autoren, deren Wirksamkeit nach der Revolution beginnt, geweckt an der gesamten Tradition ihrer psychologischen, vorrevolutionären Literatur, unbedingte Künstler und Talente, die von der Kritik unserer meistgelesenen Tageszeitungen kaum mehr erwähnt, kaum mehr gelesen werden und die ganz und gar aus der Mentalität des Sowjetismus und Kommunismus geschrieben haben. (Eine Blütenlese dieser neurussischen Autoren findet sich im Bande des Malik-Verlags, «30 neue Erzähler des neuen Rußlands». Als Namen möchte ich hervorheben: Tarassoff Rodionoff: «Schokolade»; A. Sserafimowitsch: «Der eiserne Strom»; Alexander Newerow: «Taschkent, die brotreiche Stadt»; Ale-

xandra Kollontai: «Wege der Liebe»; Lydia Seijfullina: «Wirinea»; Gladkow: «Zement»; Isaak Babel: «Budjonnys Reiterarmee», «Geschichten aus Odessa»; Ilja Ehrenburg: «Michael Lykow»; Konstantin Fedin: «Städte und Jahre»; A. Fadejew: «Die Neunzehn»; und endlich der köstliche Humorist und ehemalige Rotarmist Sostschenko mit seinen Satiren auf das heutige Rußland. Uebersetzungen seiner Dichtungen allerdings las man schon seit längerer Zeit und charakteristischerweise in den Feuilletons der bürgerlichen Zeitungen, eben, weil er Mißstände im heutigen Rußland verspottet.) Aber auch unter den deutschen Autoren gibt es solche, die von der «maßgebenden» Kritik bürgerlicher Blätter nicht mehr beachtet werden, so etwa Johannes Becher mit seinem Buche «Der einzig gerechte Krieg», um dessentwillen ihm der Hochverratsprozeß gemacht werden sollte. Vielleicht, daß die höchste Künstlerschaft unter allen Umständen so wirkt, daß sie überall an die Gewissen herandringt, daß sie unter allen Umständen die sozialen Gesinnungen aufrüttelt, nicht nur im philanthropischen, sondern im wahrhaft rebellierenden Sinn, d. h. in dem Sinne, gegen die materiellen Ungerechtigkeiten der bestehenden Welt mit allen Mitteln anzukämpfen, dem Geiste jedoch die absolute, restlose Freiheit zu gewähren. Freiheit, welche die freiwillige Gebundenheit an die Gemeinschaft in sich schließt. (Oder, wie Upton Sinclair einen seiner Helden — Thyrsis in «Der Liebe Pilgerfahrt» — *Kautskys* Formel zitieren läßt:

«Kommunismus in der materiellen, Anarchismus in der intellektuellen Produktion.»)

Und im nämlichen Buche formuliert Upton Sinclair sein künstlerisches Glaubensbekenntnis mit folgenden Worten:

«Bisweilen schien ihm, als ob er allein von allen Menschen die Fähigkeit besäße, der Stimme der gefolterten Seele Ausdruck zu verleihen. Auch andere waren in dem Abgrunde gewesen, waren mit dem Leben davongekommen; gab es jedoch unter ihnen einen Künstler, der aus seinem Hasse eine Waffe schmieden konnte, die scharf und stark genug war, die Haut dieser kultivierten Welt zu durchbohren? Künstler sein, bedeutet Jahre, Jahrzehnte harter Arbeit, eifrigen Studiums. Wer vermöchte in die soziale Hölle hinabzusteigen und sich genügend Kräfte zu erhalten, um die Aufgabe zu erfüllen? Deshalb schien es ihm, als sei er der Träger eines Evangeliums, als müsse er der Welt etwas verkünden, was sie sonst nie erführe. Er hatte an sich selbst, an geliebten Menschen erlebt, was Entbehrung und Armut, Kälte, Hunger, Verlassenheit, Krankheit und Verzweiflung bedeuten. Er hatte die Ursache der Verkommenheit der modernen Gesellschaft erkannt — der Selbstmorde, des Wahnsinns, der Trunksucht, Laster, des physischen und moralischen Verfaulens. Deshalb mußte er sich in den Kampf stürzen, muß die Botschaft ausrichten, die Wahrheit in Menschengehirne hämmern, allen zum Trotz muß er bei seinem Werke beharren, muß Verfolgung und Verhöhnung auf sich nehmen, mit denen ihn die prostituierten Mächte der Zivilisation bewerfen werden. Für dieses Werk muß er leben und sterben — er muß der Welt die Infamie und das Entsetzen des kapitalistischen Regimes klarmachen.»

VI. VORLESUNG

SINCLAIR LEWIS.

«‚Die Hauptstraße' in Frankreich» überschreibt Upton Sinclair in seiner «goldenen Kette» ein Kapitel, indem er über Gustave Flaubert spricht. Die Hauptstraße ist aber der Titel desjenigen Romans, bei dem nicht nur Amerika, sondern auch Europa im Zusammenhang mit dem Namen seines Autors Sinclair Lewis aufzuhorchen begann. Wir erinnern uns, daß Ogi, der Sohn des Og, der erste Auerochsen-Zeichner im Buche «Die goldene Kette», gelegentlich mit Frau Ogi, seiner Gattin disputierte:
«Vor achtzehn Jahren», sagt Ogi, «lief ein langbeiniger, rothaariger junger Bursche aus Minnesota — er hieß Sinclair Lewis — von der Yale-Universität fort, erschien in unserer Siedlung, Helicon Hall ...»
Hier muß ich Ogi unterbrechen und zur Lebensgeschichte Upton Sinclairs ergänzen, daß er eine sozialistische und utopistische Künstlerkolonie Helicon Hall auf der New Jersey-Seite des Hudson gegründet hatte. Unabhängige Denker, kühne Zweifler, radikale Reformer hausten da zusammen. Ein Master of Arts (ein Kunsthistoriker) kochte das vegetarische Essen, ein Rechtsgelehrter schälte Kartoffeln und wusch das Geschirr; Sinclair Lewis fiel die Rolle des Hauswartes zu, der die Zentralheizung und die Waschmaschine zu besorgen hatte.

Helicon Hall war eine Art von Pension, die nicht nur Akademiker, sondern auch allerhand andere Leute beherbergte, die nicht gewillt waren, die unverschämten Preise der New Yorker Boardinghouses zu bezahlen. Upton Sinclair wollte mit diesem Versuch das Problem einer billigen und rationellen Haushaltsgemeinschaft lösen.
Ogi — Upton Sinclair berichtet also, daß dieser langbeinige, rothaarige junge Bursche, Sinclair Lewis, in seiner Siedlung erschienen sei und sich anerboten habe, die Dampfheizung in Ordnung zu halten. «Was die Heizung anbelangte, so konnten wir nie sicher sein, daß sie funktionieren würde, aber wir durften von seiten unseres feurigen Heizers immer eine interessante Debatte über literarische Fragen erwarten. Jetzt ist der Bursche erwachsen und hat der amerikanischen Sprache neue Ausdrucksmöglickeiten ...»
«Meinst Du ‚Die Hauptstraße‘ oder ‚Babbitt‘?» fragte Frau Ogi.
«Erinnere Dich an das Thema der ‚Hauptstraße‘. Ein junges Mädchen heiratet einen Arzt und lebt mit ihm in einem trostlosen, kulturarmen Dorfe des Nordwestens. Der Roman ist lang, ergeht sich in unzähligen Details, wir erfahren alles über den kleinen Ort und seine Bewohner, über ihr leeres, kleinliches Leben, dem jeder höhere Zweck fehlt. Die junge Frau ist einsam und unzufrieden, sie sehnt sich nach schönen, begeisternden Dingen. Sie liebt den Luxus, und es fällt ihr schwer, sparsam zu sein. Dann trifft sie einen netten, anziehenden jungen Mann und wird nach langen, harten Seelenkämpfen seine Geliebte. Zuletzt verläßt er sie.
Sie ist eine Zeitlang verzweifelt, nimmt sich dann einen anderen Geliebten. Auch der verläßt sie;

sie ist krank und verschuldet und vergiftet sich schließlich, und ihr Mann, der Arzt, stirbt vor Kummer...»
«Halt!» ruft Frau Ogi. «Du mußt eine Fortsetzung der ‚Hauptstraße' gelesen haben. Ich entsinne mich nicht, daß darin diese Dinge vorkamen. Carola Kennicott glaubte, den anderen Mann zu lieben, aber sie betrog ihren Gatten nicht, beherrschte sich...»
«Verzeih, das war wieder einer meiner schlechten Witze,» gesteht Ogi.
«Ich erzählte Dir nicht den Inhalt der ‚Hauptstraße', sondern den des berühmten klassischen Romans ‚Madame Bovary' von Gustave Flaubert. Du siehst, Thema und Form sind bei beiden Romanen identisch, verschieden sind nur die Temperamente der beiden Rassen. Der junge Mann aus Jauk-Centre und der junge Mann aus Rouen nennen sich beide ‚Realisten', der eine jedoch geht von dem Standpunkte aus, es sei möglich, die Leidenschaft im Zaune zu halten und meist auch besser, es zu versuchen, während der andere annimmt, Leidenschaft könne nicht gebändigt werden, und wer behauptet, es zu können, sei ein Puritaner und, was ärger ist, ein Heuchler. Deshalb sehen wir zu Ende des einen Romans Carola Kennicott noch immer bestrebt, nach Gopher Prärie ein wenig Licht zu bringen, während Emma Bovary tot und die Stadt Yonville-l'Abbaye genau so ist, wie sie früher war.»
Nebenbei bemerkt — die Kolonie Upton Sinclairs konnte sich nicht halten, Schicksal, das den meisten Gemeinschaftsgründungen ähnlicher Art widerfuhr. Sinclair Lewis schilderte in einer Zeitschrift seine Erlebnisse in Helicon-Hall in ironisierender, wenn auch nicht boshafter Weise. Upton

Sinclair habe darauf etwas ungehalten reagiert. Aber er habe wenigstens mit Sinclair Lewis nicht so erbittert abgerechnet wie mit anderen Kritikern seines sozialen Versuches, die Helicon-Hall «als eine Stätte der Unzucht und freien Liebe darstellten und frohlockten, als der große Holzbau einem Brand zum Opfer fiel».
Doch kehren wir zu Sinclair Lewis, zu seiner «Hauptstraße» in Gopher Prairie, zurück. Nun, dieses Gopher Prairie ist die amerikanische Kleinstadt. Sie tötet den Geist und die Individualität genau so wie jede deutsche, französische, englische oder schweizerische Kleinstadt. Lassen wir Carola Kennicott, die Heldin des Romans, die ihren Kleinstadtarzt heiratet, die selber aus einer etwas größeren Stadt hergekommen war und Studien absolviert hatte, welche ihr letzten Endes Unabhängigkeit im Leben garantiert haben würden, selbst reden:
«Fraglos, so sagte sich Carola, neigen alle Kleinstädte in allen Ländern und in allen Zeitaltern dazu, nicht nur dumm, sondern auch schlecht und böse zu sein und von Neugier geplagt zu werden. In Frankreich oder im Tibet gehören diese Feigheiten ebenso wesentlich zur Isoliertheit wie in Wyoming oder Indiana.
Aber ein Dorf in einem Lande, das gewaltige Anstrengungen macht, ganz normalisiert und rein zu werden, das den Ehrgeiz hat, das viktorianische England als größte Mittelmäßigkeit der Welt abzulösen, ein solches Dorf ist nicht mehr bloß provinziell, nicht mehr still und behaglich in seinem laubbeschatteten Unwissen. Es ist eine Kraft, welche die Erde zu beherrschen, Berge und Meere der Farben zu berauben, Dante zur Verkündigung der Vorzüge Gopher Prairies auszunützen und die

hohen Götter in erstklassige Anzüge von der Stange zu kleiden sucht. Seiner selbst sicher, unterdrückt es andere Zivilisationen, so wie ein Geschäftsreisender in brauner Melone die Weisheit Chinas erobert und Archive, die seit Jahrhunderten die Weisheit des Konfuzius aufbewahren, mit Zigarettenplakaten beklebt.
Eine derartige Gesellschaft funktioniert auf bewundernswerte Weise in der Massenerzeugung billiger Automobile, Eindollar-Uhren und Rasierklingen. Allein, sie gibt sich nicht zufrieden, solange nicht die ganze Welt auch einräumt, daß der Zweck und das fröhliche Ziel des Lebens darin besteht, in schlechten Wagen zu fahren, Reklamezeichnungen für Eindollar-Uhren zu machen und beim abendlichen Plaudern nicht von Liebe und Heldenmut zu sprechen, sondern von den Vorzügen der Rasierklingen.
Und eine derartige Gesellschaft, eine derartige Nation wird von den Gopher Prairies bestimmt. Der größte Fabrikant ist lediglich ein rührigerer Sam Clark» (eine Figur des Romans), «und alle die redegewandten Senatoren und Präsidenten sind Dorfanwälte und Bankiers, die neun Fuß groß geworden sind.
Obgleich ein Gopher Prairie sich für einen Teil der großen Welt hält, sich mit Rom und Wien vergleicht, will es nichts vom wissenschaftlichen Geist, vom internationalen Sinn wissen, der es groß machen würde. Es greift nach Lehren, die greifbar Geld oder gesellschaftliche Vorzüge bringen. Seine Vorstellung vom Ideal einer Gemeinschaft ist nicht die Großzügigkeit, das edle Streben, der schöne adelige Stolz, sondern billige Arbeit für die Küche und rasches Steigen der Bodenpreise. Es spielt auf einem schmierigen Wachstuch in

einer Holzhütte Karten und weiß nicht, daß draußen Propheten wandeln und lehren.»
Sinclair *Lewis* wurde am 7. Februar 1885 in Sauk Center, einem Präriedorfe von 2500 Einwohnern im Staate Minnesota, geboren und entstammt einer Familie, die in der letzten Generation vor ihm aus einfachen Ständen zu den Intellektuellen emporgestiegen war. Der Vater übte den Arztberuf aus, die Mutter war Arzttochter, ein Onkel des Dichters ebenfalls Mediziner und ein Bruder Chirurg. Aerzte spielen in seinen Büchern eine große, übrigens einmal literarisch nicht konventionelle Rolle. Denn niemand wird von den Autoren so gerne aufs Korn genommen wie Aerzte. Tolstoi haßt sie geradezu, Dostojewsky verspottet sie bei jeder Gelegenheit, gar nicht zu reden von Molière. In der «Hauptstraße» wächst die Person des Landarztes vorübergehend, wo er auf dem Küchentisch einer Farmerhütte, bei schlechtester Beleuchtung einen zerschmetterten Arm amputiert, fast ins Heroische; Dr. med. Arrowsmith, der Held des gleichnamigen Romans, ist mitunter Märtyrer und bewundernswert hingebungsvoller Vertreter seines Berufes. Außer in dieser medizinischen Atmosphäre wächst der Knabe Sinclair Lewis inmitten von Wald und Prärie auf, muß mit der Kleinstadtschule vorliebnehmen, die es «beinahe vollkommen darauf abgesehen hat, jedem Jungen von der geringsten Selbständigkeit die Bildung für den Rest seines Lebens zu verleiden», kommt dann auf die Universität, gilt als Sonderling, der die Unabhängigkeit seiner Bude dem lärmenden Zusammenleben der Studentenvereinigungen vorzog, «wo Tennisschläger, Hosen und Meinungen Gemeinbesitz sind». Die Leiden der Schule und Hochschule kehren immer wieder in den Büchern von

Sinclair Lewis, so besonders im Trail of the Hawk (Die Spur des Falken) und im Dr. med. Arrowsmith. Die Universität Winnemac, die 1904 erst 5000 Studenten hatte und heute Oxford mit 12,000 in den Schatten stellt, erledigt Sinclair Lewis beispielsweise wie folgt:
«Sie hat einen gedeckten Sportplatz, ganze Kilometer von Gebäulichkeiten und Hunderte von jungen Doktoren, welche Sanskrit, Schiffahrt, Buchhaltung, das Anpassen von Brillen, sanitäre Installationen, provenzalische Dichtung, Zolltabellen, das Anpflanzen von Rutabaga, das Zeichnen von Automobilen, die Geschichte von Woronesch, den Stil Matthew Arnolds, die Diagnose von Myohypertrophia kymoparalytica und Warenhausreklame dozieren. Ein eigenartiges Gemisch von reiner Wissenschaft und Dingen, die sich im praktischen Leben draußen in Dollars verwandeln lassen. Der Präsident von Winnemac ist der beste Geldbeschaffer und Bankettredner in den Vereinigten Staaten, und Winnemac war die erste Schule in der Welt, die ihre Volkshochschulkurse durch den Radio gab. Es ist nicht ein geckenhaftes College für reiche Leute, das müßigem Unsinn ergeben ist. Es ist das Eigentum des Volkes, und was dasselbe will.... ist eine Mühle, aus der Männer und Frauen hervorgehen, die ein moralisches Leben führen, Bridge spielen, gute Automobile lenken, im Geschäft unternehmungslustig sind und gelegentlich Bücher erwähnen, obschon von ihnen nicht erwartet wird, daß sie Zeit haben, dieselben zu lesen. Es ist eine Ford-Automobilfabrik; und wenn ihre Produkte auch ein wenig rasseln, so sind sie dafür wundervoll standardisiert, mit restlos auswechselbaren Teilen. Die Universität von Winnemac nimmt stündlich zu an

Einfluß und man darf erwarten, daß sie bis spätestens 1950 eine vollkommen neue Weltzivilisation geschaffen hat, weiter, rassiger und reiner.»
Wenn man ein Leitmotiv in sämtlichen Werken von Sinclair Lewis suchen wollte, so ist es sein erbitterter Kampf gegen die Standardisierung. In allen Schichten und Winkeln des amerikanischen Lebens deckt er uns diese Gleichmacherei, diese Anpassung, diese Skala von oberflächlichen, hohlen, ein für allemal festgesetzten Werturteilen auf, diese das Leben zerstörenden Abhängigkeiten. Lewis hat es um dieses Standards willen leicht, einen amerikanischen Studenten in ein paar Worten zu charakterisieren. «Wenn es irgendeine stereotype Redensart gab, die er nicht gebrauchte, so war es, weil er sie noch nicht gehört hatte. Er glaubte an Moral, außer am Samstagabend; er glaubte gleichzeitig an die Lehren der Kirche und der Wissenschaft; er glaubte selbstverständlich an die Unfehlbarkeit der Verfassung, systematisches Turnen und die Intelligenz des Rektors der Universität.»
Sinclair Lewis schloß seine Universitätsstudien mit dem Bachelor of arts ab. Schon in den langen Hochschulferien übrigens versuchte er, wie viele andere amerikanische Studenten, Geld zu verdienen, machte zweimal eine Fahrt als Stallknecht auf einem Viehtransportdampfer. (Der Niederschlag davon findet sich in seinem ersten Roman, «Our Mr. Wrenn», in dem er einen kleinen Kommis der Souvenir and Art Novelty Company mit seinen eigenen Erlebnissen umkleidet.) Auch Sinclair Lewis lernte das Hungerleiderdasein des Schriftstellers kennen, versuchte sich dazwischen bei einer Bauleitung in Panama, hatte aber an der Universität nicht gelernt, den Kubikinhalt eines

Holzlagers und andere praktische Dinge auszurechnen. Jahrelang schlug es ihn tüchtig umher. Er wurde Journalist, hatte vorübergehend Erfolg mit Kurzgeschichten, verdiente ein kärgliches Brot mit Kinderreimen, machte dann einen Pump von hundert Dollar, um ein halbes Jahr lang in einem tragbaren Bungalow ein Zigeunerleben zu führen, schrieb Erzählungen, Sonette, Aphorismen und sandte sie an alle Redaktionen. um nichts als einen einzigen Witz zu verkaufen. Er teilte das Los «der erstaunlichen Anzahl von Amerikanern mit einem literarischen Hang, die versuchen, sich mit diesem Mangel einen Lebensunterhalt zu verdienen». Schließlich fand er «prosaische Beschäftigung» auf den Redaktionsstuben von New Yorker Zeitschriften, um in der freien Zeit seinen ersten Roman «Our Mr. Wrenn» zu schreiben (1914). Im gleichen Jahre verheiratete er sich, fuhr in Vorstadtzügen von Long-Island zur Bureauarbeit und nach Hause. um gerade während der Fahrtzeit und zu Hause den zweiten Roman, «The Trail of the Hawk», zu entwerfen. Von da an scheint ihm das Leben des freien und aus seiner Produktion sich ernähren könnenden Schriftstellers ermöglicht worden zu sein. Große Reisen lockten ihn auch im späteren Leben immer wieder.
Es ist natürlich nicht möglich. in der kurzen Zeit über das heute schon sehr umfangreiche Oeuvre des 44jährigen, vielleicht größten Epikers der Vereinigten Staaten erschöpfend zu berichten. Hans *Kriesi* gibt in seiner sehr lesenswerten Schrift mit Ausnahme der drei letzterschienenen Bücher «The Man, who knew Coolidge», «Mantrap» und «Dodsworth» über alle anderen Werke von Sinclair Lewis genau und interessant Auskunft. Er teilt die Romane, wie Sinclair Lewis selbst, in Früh-

und Spätwerke ein. Our Mr. Wrenn (1914), The Trail of the Hawk (Die Spur des Falken, 1915), dann The Job (Der Erwerb, 1916) und Free Air (Freiluft, 1919) sind die Frühwerke.

Our Mr. Wrenn, der kleine Kommis, den die Firma aber vor anderen, nicht, wenn er zugegen ist, «unseren» Herrn Wrenn nennt, der in unermüdlicher Sklavenarbeit Greuel von Andenken anbieten und propagieren muß, die wir in unseren Kiosken an allen berühmten Aussichtspunkten so gut kennen, der ganz graue, bescheidene, einige Ideälchen im tiefsten Innern bewahrt habende Bureausklave, der stets unterdrückt und geduckt, hie und da mit den Hinterpfoten ausschlägt, wenn es gilt, ein etwas höheres Gehalt zu bekommen und der mit Hilfe einer kleinen Erbschaft den längst gehegten Traum einer Europareise realisiert. Auf einem Viehtransportdampfer als Stallknecht. Die Illusion, dabei die Welt kennenzulernen, zerstäubt ihm — über zwei, drei englische Orte kommt er nicht heraus — das Abenteuer, das ihn groteskerweise in einen Kreis von literarischen Bohémiens verschlägt, verwirrt ihm den Kopf; nach sechs schauderhaften Wochen verläßt er England mit den Worten: «Es lieben? Dieses feuchte, überfüllte Loch lieben, wo sie nicht einmal Englisch können und ein blödsinniges Münzsystem haben? — und Tee zum Frühstück! Ich habe wahrhaftig genug von Tee und Orangenkonfitüre. Nicht geschenkt wollt' ich dies verrückte Land. No, sir. —» Zu Hause kehrt er in die Arme seines Chefs und schließlich einer zu ihm passenden Frau zurück und bleibt, was er war, das reduzierteste Format des Standard-Amerikaners und Durchschnittsmenschen, gegen den der Haß des Dichters,

trotz der Liebe zu seinem harmlosen Helden, schon durchzusickern beginnt.
«Im geschäftlichen Erfolg erschöpft sich die ganze Weltanschauung solcher Menschen», meint Hans Kriesi, «und wenn sie sich einmal auf ein anderes Kulturgebiet wagen, wie Mr. Wrenn, so tappen sie wie Narren darin herum.»
«So harmlos in seinem ganzen Wesen er scheinbar ist, so gehört Mr. Wrenn doch zu den gefährlichen Menschen in der amerikanischen Kulturwelt. Er hat Phantasie und einen unruhigen Ehrgeiz und wäre imstande, etwas Nochniedagewesenes zu tun. Zum Schutz gegen solche Individuen sind Polizei und Klerisei organisiert worden, um Wallstreet, Fifth Avenue und den Standard vor einer neuen Pulververschwörung zu bewahren. Solchen Subjekten haben die «Fünftausend Prinzen von New York» einen einzigen legalen Weg vorgezeichnet, ein einziges schmales Pförtchen in dem inneren Kreis offen gelassen: die Abendschulen, Y. M. C. A.-Kurse, die in allen Zeitungen fleißig angepriesenen Korrespondenzanstalten, durch welche die ordnungsgemäße Laufbahn des selbstgemachten Mannes führt.»
«Die Spur des Falken» (The Trail of the Hawk) zeigt schon größere Ausmaße. Wohl einer der ersten Fliegerromane mit der typischen, den Sportpionier vergötternden Herdenwelt. Der aus der Schule um seiner Gesinnung willen ausgestoßene, von den Ideen eines Sozialisten verseuchte Held, den es durch die verschiedensten Berufe und Broterwerbe hindurchschlägt, dem dann seine Handfertigkeit bei der harten Fliegerschule durchhilft, der seinen Ruhm aber in der guten Gesellschaft, in der er noch mit einem Fuße hängen bleibt, nicht ausnützt, wohl aber sich um des Verdienstes

willen ins Bureau verdingen läßt, dessen Einreihung unter die vier Millionen Sklaven droht, gegen deren Unzufriedenheit die höheren Klassen als Schutz «die heiligen Symbole der Gesellschaftsanzüge, großen Villen und Automobile erfanden, als die äußeren und sichtbaren Zeichen der Tugend, viel Geld zu verdienen». Auch die Liebe des Helden mit skandinavischer Abkunft, Carl Ericson, droht durch den Alltag aufgerieben zu werden, bis er sich ermannt und mit der Liebsten in die weite Welt zieht. Autobiographisch ist der Roman in Hinsicht auf die Schul- und Jugendjahre, auf die Redaktionssklavenarbeit und die Versuche, die Sinclair Lewis machte, ihr zu entrinnen, sehr aufschlußreich.

In der Spur des Falken geißelt Sinclair Lewis, wie erwähnt, zunächst vornehmlich die engen Schulmethoden. Dieweil ein etwas unabhängiger denkender Professor der Durchschnitts-Universität es wagt, unter anderem über Ibsen, Hauptmann, H. G. Wells und Bernard Shaw zu lesen, ja das schlimme Wort Sozialismus in den Mund nimmt, wird er als rebellisch ausgestoßen, wozu der Hochschul-Präsident eine Rede hält, die mit folgenden Worten endet:

«Das Wort Gottes in der Bibel war gut genug für unsere Väter, die gekämpft haben, dieses große Land zu verteidigen, und ich nehme an, die Bibel ist auch noch gut genug für uns. Und ich kann in der Bibel nichts finden über Lehren wie Sozialismus und Anarchie und Evolution. Wahrscheinlich sind die meisten von euch so glücklich gewesen, keine Zeit an diese Theorie, genannt Evolution, vergeudet zu haben. Wenn ihr auch nichts darüber wißt, so habt ihr doch nichts verloren. So töricht es scheinen mag, die Evolution

sagt, daß wir alle von Affen abstammen! Trotz der Tatsache, daß die Bibel uns lehrt, daß wir die Kinder Gottes seien! Wenn ihr lieber Kinder von Affen, als von Gott sein wollt, nun, alles, was ich dann zu sagen habe, ist: ich will nicht!»

«Free Air», fast nur Unterhaltungsroman (nach Kriesi), ist die Geschichte eines jungen Chauffeurs namens Milt Daggett, der auf abenteuerlicher Fahrt in seinem kleinen rassigen «Tealbug», dem Luxusauto einer schönen reichen New Yorkerin, von seinem Prärienest in Minnesota über die Rocky Mountains nach Seattle folgt, sich ihr in allen möglichen Situationen nützlich macht und so zuerst ihre Dankbarkeit, dann ihre Bewunderung, dann ihre Liebe und ganz zum Schluß, nach Ueberwindung der gesellschaftlichen Widerstände, auch ihre Hand gewinnt.»

Im «Erwerb» (The Job) die Geschichte einer Stenotypistin, die sich zur leitenden Geschäftsfrau emporschwingen will, die als Sekretärin in verschiedenen Branchen sieht, wie's gemacht, wie vor allem mit Reklame gearbeitet wird, die daneben aus lauter Uebermüdung und vor Verzweiflung, daß es immer nicht vorwärts gehen will, einen amerikanischen Commis voyageur heiratet, der immer parasitärer auf ihr lastet, bis sie ihm den Laufpaß gibt, bis sie, im Leben gereift, besser aufzutreten versteht und schließlich selbst soweit blufft, daß sie die Zügel zur Leitung einer großen Hotelorganisation in die Hände bekommt. Braucht sie auch den Mann nicht mehr, so sehnt sie sich nach ihm und nimmt sich ihn zuguterletzt.

Im «Erwerb» findet sich unter anderem folgendes kleine, natürlich satirisch beleuchtete Prinzip: Das Geschäftsgeheimnis des Erfolges ist die Leistungsfähigkeit, welche erzielt wird durch

rasche und massenhafte Produktion, durch Maschinen, die nach ein paar Umdrehungen schnell laufen und Arbeitsmethoden, die noch ein paar Sekunden ersparen. Teuer bezahlte Experten für die Leistungsfähigkeit fördern diese auf die raffinierteste Weise. Einer findet sogar heraus, wie rationell es sei, den Ausläufer jede Stunde mit Wassergläsern durch die Räume schreiten zu lassen und so die Angestellten der Möglichkeit zu berauben, die Eintönigkeit der heißen Nachmittagsstunden durch einen Gang zum Eiswasserbehälter zu unterbrechen und eine Minute lang die steifen Glieder zu strecken, statt efficient zu sein.
«Die Hauptstraße» (Main Street) war der erste große Erfolg von Sinclair Lewis, bei dem auch Europa im Jahre 1920 aufhorchte und dessen Inhalt wir mit den Worten Upton Sinclairs zu Anfang skizzierten. «Babbit» führt aus der Prärie in die amerikanische Provinzstadt mit 200,000 Einwohnern. Sinclair Lewis entdeckt nach dem Village-Virus den City-Virus. Den Village-Virus definiert Lewis übrigens folgenderweise: «Das ist ein Bazillus, welcher strebsame Menschen ansteckt, die zu lang in der Provinz verweilen. Man findet ihn als epidemische Krankheit unter Juristen und Aerzten und Theologen und akademisch gebildeten Kaufleuten, unter all denen, die einen Blick getan haben in die denkende und lachende Welt, aber wieder zurückgekehrt sind in ihren Sumpf.» In «Babbit» nun modelliert Sinclair Lewis einen von ihm für alle Zeiten festgehaltenen Standardtypus, das Wesen des Spießbürgers so plastisch heraus, daß er wohl als amerikanischer Typus neben dem russischen Ebenbild Oblomows ein literarisch ewiges Leben — soweit eben diese relative Ewigkeit reicht — haben wird. Nur ist

Oblomow der in seiner russischen Trägheit und Passivität ursprünglich reich angelegte, aber verfaulende Durchschnittstyp, während der Amerikaner überbetriebsam ist, der Fiktion des businessman folgt, aber auf Kosten des Dollarüberbetriebes alle anderen Fähigkeiten in sich verkümmern läßt. Babbit mit seiner Häuslichkeit, Familie, mit seinen Geschäfts-, Klub- und politischen Angelegenheiten, mit seinem leichten und selbstverständlich mißglückten Versuch, aus der Standardisierung ein wenig herauszukommen, mit seinen abgedroschenen Redensarten und seinem freiwilligen und unfreiwilligen Humor, kann als Verkörperung des mittleren bis höheren Durchschnitts nicht mehr vergessen werden. Sinclair Lewis selbst ruft ihn in späteren Büchern gelegentlich wieder auf die Bühne, beruft sich gleichsam auf ihn als auf eine allbereits bekannte Figur: glattrasiertes Gesicht, kräftige Nase und imposante Hornbrille, breite Schultern, nicht eigentlich dicke und doch volle Postur, gutsitzender Anzug in tadellosen Bügelfalten. Links oben in einer Westentasche prangen Füllfederhalter und Eversharp, ohne die er sich «direkt nackt» vorkäme und seinen einträglichen Geschäften als Güterhändler nicht nachgehen könnte. An seiner Uhrkette baumelt ein großer, gelber Zahn, um der Welt seine Zugehörigkeit zum brüderlichen und schutzbündlerischen Orden der Elche zu verkünden und in seinem Knopfloch prangt sein Abzeichen des Boosters Club mit dem lakonischen Motto: «Boosters — Pep!» Seine Vaterstadt Zenith zu fördern, betrachtet er als heilige Pflicht, in der er durch einen Blick auf seinen stolzen Knopf immer wieder bestärkt wird. Daß ihr Wachstum seinen Bodenspekulationen förderlich ist, dieses

nicht uneigennützige Motiv pflegt er nicht wesentlich in die Waagschale zu werfen. Er ist conventionally honest, = so ehrlich wie alle anderen.
Von dieser gelegentlich recht wichtigtuenden, aber ganz und gar korrumpierten und letzten Endes nervös-schwankenden Spießerfigur führt auch innerlich ein längerer Weg, den Sinclair Lewis durchzumachen hatte, zu dem im Grunde sympathischsten seiner Helden, Dr. med Arrowsmith. Dieser Arzt ist letzten Endes ein Gläubiger, ein Idealist, sucht schon als Knabe und Student Unabhängigkeit, auch wenn er immer wieder von den Ketten der Standardisierung, der Abhängigkeit niedergedrückt wird. Ich möchte an dieser Stelle die Bemerkung einfügen, daß man mit hundertfachen Zeugnissen des unvergleichlichen Humors von Sinclair Lewis die Zuhörer in einer Vorlesung über ihn zum Lachen bringen könnte. Das amerikanische Schlagwort «keep smiling», «Nimm die Dinge mit Lächeln», ist das äußerliche philosophische Merkmal des Dichters. Aber sein Hintergrund ist viel zu ernst, um lediglich seine witzigen Einfälle vorzubringen. Blutig ernst ist die Kritik am Studiengang, an der Universitäts- und Kommilitonenumwelt des Studenten Martin Arrowsmith. Dr. Davidson, einen der Durchschnittsprofessoren des jungen Mediziners, charakterisiert Sinclair Lewis beispielsweise damit, daß er ihn sagen läßt, das Wichtigste, was die zukünftigen Aerzte lernen müßten, sei, welche Arznei man zu verschreiben habe, besonders, «wenn man keine richtige Diagnose stellen könne». Die Schüler lernen die 150 besten Arzneien auswendig, 50 mehr, als sein Vorgänger verlangt hatte. Aber wenn der davon unbefriedigte Martin (ich referiere hier nach Hans Kriesi) nach ihren

Wirkungen frägt, nach den Resultaten von Experimenten, in welchen sie ausprobiert worden seien, nach der Möglichkeit des Trugschlusses «Post hoc propter hoc», bespöttelt Dr. Davidson zuerst die wissenschaftliche Gründlichkeit eines Genies wie Arrowsmith, und wenn dieser auf die Unzulässigkeit hinweist, solche Dinge auswendig zu lernen, die man doch wieder vergesse und im Buch schnell nachschlagen könne, so trumpft er ihn ab: «Sie werden diese Dinge auswendig lernen, weil ich es Ihnen befehle.»
Martin Arrowsmith wird Landarzt, ohne in seiner handwerksmäßigen Berufsausübung Befriedigung zu finden, in der amerikanischen Krähwinkelrealität vom faustischen Drang stetsfort gequält. Er wird Stadtarztadjunkt und Hygienedirektor in einer mittelgroßen Stadt, um, nicht imstande, mit den politischen und gesellschaftlichen Rücksichten zu lavieren, wieder aus seinem Amte gedrängt zu werden, Märtyrer für seine das Gemeinwohl im Auge behaltenden Eingriffe; er wird degradiert zu einem Laboratoriumsmitarbeiter einer vornehmen weltstädtischen Aerztearbeitsgemeinschaft, um auch dort sozial und moralisch sich nicht zufrieden geben zu können, gelangt dann durch seinen früheren Lehrer, den wirklich unabhängigen Gelehrten Dr. Gottlieb an ein Forschungsinstitut, das die Rockefellerstiftung zum Modell haben mag, wird in die strengste, wissenschaftliche und wohl spezifisch deutsche Forschungsschule genommen, macht eine große Entdeckung, die er nicht veröffentlicht wissen möchte, bevor sie nicht ganz erhärtet ist, wird zur Bekämpfung der Pest auf ein Tropeneiland geschickt, verliert dort unter erschütternden Umständen seinen treuen Lebenskameraden, seine Frau, lernt

eine sehr begüterte zweite Kameradin kennen, die ihn aber mit ihrem Luxus an ihre gesellschaftlichen Abhängigkeiten zu ketten beginnt, um schließlich mit einem Kollegen vor dem Society-Virus in die Einsamkeit der Natur zu flüchten, und zwar unter Entbehrungen, wiederum reinen Herzens der reinen Forschung zu dienen.
Grauenhaft verzerrt sich dann das Bild Amerikas im Spiegel «Elmer Gantrys», dessen Gestalt wiederum einen unvergänglichen Typus vorstellt, wie es der Molièrsche Tartuffe oder der Foma Fomitsch Dostojewskis sind. Aber wenn ich unwillkürlich sagte, das Bild Amerikas, dann darum, weil zugleich der Kulturkampf im neuen Erdteil den tragischen und tragikomischen, nein, den entsetzlichen Hintergrund bildet, welcher der Figur des Baptistenpfarrers, zwischenhinein Geschäftsreisenden, und schließlich Methodistenpredigers und Moralinspenders fast mehr nationales und lokales Gepräge verleiht, als das Russische an Foma Fomitsch und das Französische am Tartuffe ausmacht. Nicht zugunsten Amerikas. Der Werdegang dieses Geistlichen und Heuchlers, die ungeheure, überwältigende Durchschnittlichkeit und verlogene Schlechtigkeit seines Charakters wirken geradezu negativ monumental, wenn auch die Ironie, das Lachen von Sinclair Lewis gelegentlich damit verwechselt werden könnte, daß er seinem Helden doch noch allzuviel Sympathie zuwende. Auf einen Babbit-Bruder, Herrn Lowell Schmaltz, kommt Sinclair Lewis dann in dem Mann, der Coolidge kannte («The man who knew Coolidge»), zurück. Hier ist das Lachen des Dichters wesentlich gutmütiger, benutzt er es doch auch, um in gelegentlich fast essaiistischer Form alles Durchschnittsgeschwätz, alle Durchschnittsmeinungen,

die so ein amerikanischer Allerweltsspießer vorbringen kann, wiederzugeben. Er schreckt nicht davor zurück, diese Meinungen auf alles, was Namen und Macht und Einfluß in Amerika bis zum Präsidenten hinauf hat, zu übertragen und damit wirklich die Abhängigkeit vom Standard in allen Schichten zu beweisen.

Der geschwätzige ehemalige Schulkamerad des Präsidenten erzählt in ahnungsloser Weise eine Sammlung aller nur erdenklichen Plattitüden über Gott und die Welt, erzählt, wie die Amerikaner die fortgeschrittenste Nation der Erde und die individualistischste sei. Man solle nur bedenken, wie sehr er, Lowell Schmaltz, sich von seinem Mitbürger Babbit unterscheide. Beide sind Mitglieder vom Athletic und von anderen Klubs, haben ihr Geschäft im gleichen Häuserblock, leben ganz nahe beieinander, lieben beide das Golfspiel und liebliche Jazzmusik im Radio. Aber die Unterschiede: Schmaltz fährt einen Chrysler, Babbit nicht. Schmaltz ist kirchlich ein Kongregationalist und Babbit Presbyterianer. Babbit trägt große runde Brillen, Schmaltz aber wäre um nichts in der Welt dazu zu bringen, nicht seine würdigeren ovalen Augengläser zu tragen. Babbit spielt gerne Golf auf eigene Rechnung, Schmaltz aber ginge an irgendeinem schönen Tag lieber fischen. Und — usw. Köstlich auch ist die Auslassung des Herrn Schmaltz über die Psychoanalyse.

«Ich hab' hier in der letzten Zeit eine Menge gelernt,» sagt er. «Ich hab' mich in das Studium der Psychoanalyse vertieft. Schon was gehört von Psychoanalyse?

Well, ich schon, und das kann ich Ihnen sagen, das ist mal sicher eine Enthüllung. Ein Handbuch

darüber hab' ich fast ganz durchgelesen, — ein ganz autoratives Buch, von einer Dame geschrieben, Fräulein Alexandrine Applebaugh, das ist eine große Autorität in diesem Fach, weil sie mit einem studiert hat, das war ein Schüler von einem der größten Schüler vom alten Freud, und der Freud, der hat die Psychoanalyse erfunden. Well, nun will ich Ihnen erklären, was Psychoanalyse ist. Das ist nämlich so:

Jedermann sollte ein reiches, volles Geschlechtsleben haben, und alles, was die Menschen tun, zielt darauf hin. Wenn immer ein Kerl was tut, es zielt darauf, ihn geschlechtlich anziehend zu machen, besonders, wenn es etwas Großes und Wichtiges ist — einerlei, ob er ein Bild malt oder ein großes Geschäft mit Floridaer Stadtparzellen durchbringt, ob er eine neue Eklipse entdeckt, ob er in den Weltmeisterschaftsspielen oder in einer Leichenrede obenaus schwingt, ob er eine große Annonce schreibt oder irgend solche Sachen. Anderseits, wenn Kerle wie wir mal was Richtiges leisten, dann wollen wir auch dafür geschätzt werden, und wir haben ein Recht darauf, das zu erwarten, und wenn wir zu Hause nicht geschätzt werden, dann müssen wir halt neue Spielkameraden finden, versteh'n Sie, wie ich's meine?

Nur gerät man dabei in so verflixt viele Komplikationen und Durcheinanders, und all das mag vielleicht gar nicht so praktisch sein, nicht einmal mit einem hübschen Mädel, wie dasjenige in New York war, von dem ich Ihnen erzählte — wahrhaftig rentiert sich das nicht!

Und dann gibt's in der Psychoanalyse eine ganze Menge über Träume. Alle Träume meinen, man sollte eine andere Art von Frau haben, — oh, die sind *fürchterlich* wichtig!

Und so werden Sie's nun verstehen, was Psychoanalyse ist, — so gut werden Sie's, als jedermann das tut, sowieso.»

Mantrap ist die Geschichte eines «höheren» Durchschnittsanwaltes und eines Strumpfwarenfabrikanten, die eine Erholungsreise mit Canoes und Indianern in die fast arktische Wildnis des kanadischen Nordens unternehmen, um sich von der Großstadtverweichlichung loszulösen und als Männer zu erhärten. Unübertrefflich die Gehässigkeiten und der innere Hader zweier in der Wildnis aufeinander angewiesener, grundverschiedener Standard-Naturen, der Businessman- und der amerikanische Intellektuellenstandard, die Entblößung der Gesinnungsgemeinheit eines weiteren Bruders von Babbitt, wie man den Strumpfgrossisten nennen könnte, bis sich der Anwalt einem Trapper und wirklichen Pionier der Wildnis und des Nordens anschließt und in dessen Blockhaus mitgeht. Dann beginnt der zweite Teil der Erzählung, um uns zunächst auch wieder in die armselig kleinen Verhältnisse einzuführen, die überall und trotz der Größe der Natur entstehen, wo auch nur vereinzelte Menschenexemplare zusammenhausen. Dieser zweite Teil, der voller Abenteuer und mehr oder weniger heldenhafter Taten ist, die aber nichts von der Jack Londonschen Romantik an sich haben, sondern immer wieder dort, wo sie Rührung verursachen könnten, ihre Douche Realität erhalten, führt zwar zunächst auch noch in die Standardformen der vom Society-Virus vergifteten Herdenmenschen hinein, um dann das Problem vom in die Wildnis hineingeheirateten Manicure-Fräulein in den Vordergrund zu rücken. Nicht nur aus lauter Langeweile, aber doch sehr aus ihr heraus flirtet und tollt sie, bringt den ein-

getrockneten und schüchternen Anwalt, der an Ehre und Freundestreue glaubt, in Not, verführt ihn, sie zu entführen, die Abhängigkeit des ihm gewohnten Moralkodexes zu durchbrechen, dann aber an den inneren Konflikten wie an den Naturgewalten zu versagen, was alles wiederum ein prächtiges Gegenspiel zu dem grundgütigen, aber philosophisch passiven Trapper gibt, der unter *seinen* Abhängigkeiten letzten Endes ebenfalls hin und her pendelt. Man möchte auch hier leicht geneigt sein, von einem Unterhaltungsroman zu reden, wenn nicht hinter all den innerlichen Geschehnissen ein Grundmotiv sichtbar würde, das allen Dichtungen von Sinclair Lewis eigen ist, der Haß gegen jegliche Form von Standard, von Abhängigkeit.

Der eben erschienene «Dodsworth» endlich ist der erfolgreiche, das heißt zum Millionär gewordene Automobilindustrielle und Standardgesellschaftstyp, der, als seine Firma von einem größern Konzern verschluckt und er selbst auf einmal «arbeitslos» wird, mit Ehe, Familie und sonstigem Lebenskram nichts anzufangen weiß. Selbst auf einer Europareise wird er Amerika, seine noch leerere Frau und ihre und seine Standardgewohnheiten und -maßstäbe nimmer los.

Die Schilderungen von Sinclair Lewis sind breit, mannigfaltig, farbig, einfallsreich. Ein ganz weiter Horizont umfaßt die dargestellte Welt der kleinlichen und winzigen Horizöntchen. Man könnte an den Gestalten und Schicksalen des amerikanischen Dichters eine Charakterlehre Zug für Zug illustrieren, die wir uns aus ärztlichen Erfahrungen zu unserer eigenen gemacht haben*. Ich resu-

* Ich verweise auf ein in Vorbereitung sich befindliches Buch von Vera Straßer: «Die Denkmethoden und ihre Gefahren».

miere einige Grundgedanken *Vera Straßers:* Wie der Mensch mit körperlichen Anlagen zur Welt kommt, die einerseits gesetzmäßig an und für sich funktionieren, deren Funktion andrerseits, wie beim Gehen, Kauen, bei der Verwendung der Sinnesorgane usw., erworben und erlernt werden muß, so kommt er auch mit einer Reihe von geistigen Urfähigkeiten auf die Welt, deren Verwendung er erlernen muß, deren Verwendung ganz bestimmten, feststellbaren psychologischen Gesetzen unterliegt. Gesetze, deren Nichtbeachtung seelische Gleichgewichtsstörungen nach sich ziehen, zur Verarmung, zur Reduktion der Persönlichkeit führen, sie in ihrer Entfaltung oder gar in ihrer Erhaltung stören und dann, wo die daraus entstehende Behinderung und das damit verbundene Leiden subjektiv oder objektiv, an sich selbst oder vom objektiven Beobachter aus feststellbar ist, in die seelische Krankheit ausarten. Die voll entfaltete Persönlichkeit verwendet ein Maximum an Fähigkeiten, verfügt souverän über diese ihre Fähigkeiten, die sie kombinieren, mehr oder weniger reichhaltig gleichzeitig benutzen kann. Zu jeder richtigen Handlung ist ein Minimum in der gleichzeitigen Kombination dieser Fähigkeiten vonnöten. Je reicher, je mannigfaltiger die Verwendung und Ausbildung der Fähigkeiten, desto reicher und mannigfaltiger, desto freier und unabhängiger die Persönlichkeit. Ueberall dort, wo einzelne Fähigkeiten auf Kosten anderer verwendet werden, entsteht eine seelische Gleichgewichtsstörung. Und zwar eine solche im Sinne der nervösen Charakterentartung, wo die Folge dieser Gleichgewichtsstörung ein Hin- und Herpendeln zeitigt, immerhin bei vollem Vertrautsein mit der Wirklichkeit. Der Nervöse gerät in Ab-

hängigkeit von seinen falsch benutzten Fähigkeiten, von zahllosen Rücksichten und Ueberrücksichten, an die er sich versklavt. Jede Abhängigkeit behindert die freie Entfaltung, reduziert die Persönlichkeit, bietet Gelegenheit zum Leiden und zur Erkrankung. Jede Abhängigkeit von Gewohnheiten, von Denktechniken, von standardisierten Denkmethoden muß die Verarmung des Denkens, die Verarmung des Erlebens hervorrufen, muß den zur Vollwertigkeit veranlagten Menschen, dort, wo er noch gesund bleibt, auf ein Minimum ausgebildeter Fähigkeiten reduzieren, macht ihn zum Durchschnittsmenschen, kennzeichnet ihn als Spießbürger.

Mit einem ungeheuren Reichtum an Beobachtungen schildert Sinclair Lewis immer wieder den Spießbürger. Mit einem unendlich scharfen Seziermesser deckt er soziale, gesellschaftliche Abhängigkeiten auf, Rücksichten auf geltende Meinungen, Konventionen, Traditionen, die den Menschen notwendig seelisch verarmen und versklaven müssen, die ihn, trotz aufgeplusterten Kraft- und Männlichkeitsbeweisen, schwach, elend, nervös werden lassen. Mit verschiedenartigstem Lachen, mit brüllendem, schadenfrohem, verhaltenem, haßerfülltem, nachsichtigem, überlegenem, ja auch liebevollem Lachen erzählt Sinclair Lewis von den Schwächen und Borniertheiten seiner meist armseligen, kleinen «Helden», die geradezu einem Nationalprogramm, das Reduktion auf eine bestimmte Formel, auf den Standard bedeutet, versklavt sind. Was ist dieser Standard denn anderes, denn der Weg in der Richtung des geringsten Widerstandes? Der Weg der Trägheit, der Passivität, der Denkfaulheit, der bereit liegenden Formeln, der bequemen Einordnung in möglichst

wenige Regeln, die im ersten Augenblick praktisch und gewinnbringend erscheinen. Formeln, die zum Beispiel, wo sie die Dollarbewertung angehen, den mit Scheuklappen versehenen Menschen an jedem Ausblick über soziale Gerechtigkeit und Ungerechtigkeit vorbeisehen lassen, die das augenblickliche, materialistische und relative Wohlsein garantieren, denjenigen wenigstens, welche Anteil am Geldbesitz haben. Scheuklappen, die jeden Ueberblick verwehren, der ein gewisses Aufrütteln, der Skrupeln hervorrufen könnte, Scheuklappen, die zum gewünschten Zwecke bequem, außerordentlich bequem sind und infolgedessen auch eine ganze Ideologie, einen ganz bestimmten, leicht anlernbaren Schatz von moralischen und heuchlerischen Phrasen und Rücksichten enthalten, die propagiert, geglaubt, angebetet werden müssen und durch die Masse, durch die millionenfältige Wiederholung immer suggestiver wirken. Ja, die geglaubt werden auch von denen, welche das größte Interesse daran hätten, nicht daran zu glauben, die Enterbten, die Ausgeschalteten, diejenigen, die gar nichts mit dieser Phraseologie zu tun haben sollten.

Alle, aber auch alle Figuren von Sinclair Lewis leiden an ihren Abhängigkeiten. Wohl verstanden, das soziale Gefüge, die Tatsache, daß der Mensch ein einzelner unter vielen ist und sich mit seiner Wechselwirkungsfähigkeit in die Sozietät hineinwendet, verlangt von ihm eine *freiwillige Bindung* an die Mitmenschen und an die Welttatsachen. Aber diese freiwillige Gebundenheit ist gleichsam die Antithese zur Abhängigkeit. Diese freien Amerikaner von Sinclair Lewis mit ihrem Standardglauben werden gerade um dessentwillen, weil sie sich von ihm abhängig machen, die redu-

zierten Sklaven ihrer Unfreiheit, zu Spießbürgern und Durchschnittsmenschen im eigentlichen Sinne des Wortes und sind erst noch stolz auf diesen ihren Durchschnittsstandard. Wie wenn sie aus der Not eine Tugend gemacht hätten. Und Sinclair Lewis ist hellsichtig genug, nicht nur die Verarmung der Menschen an ihren ursprünglich frei vorhandenen Fähigkeiten darzustellen, sondern auch die aus ihrer Unfreiheit entstandenen, die Freiheit erwürgenden Tatsachen der sozialen Einrichtungen in die Rechnung mit einzubeziehen. Die Lügen der Kapitalmächtigen, der Geschäftswelt, die Lügen der einseitigen Vergötterung körperlicher, sportlicher Leistungen, die Lügen ehelicher Konventionen, nationale, patriotische, lokalpatriotische Lügen, die Lügen der Religion und der Wissenschaft, die hunderttausendfältigen Lügen aller kleinen, beschränkten ungezählten Ameisen, die auch ihre Meinung, auch ihren Einfluß, auch ihre Geltung haben wollen und ein filziges Selbstbetrugsgewebe herstellen, unter dem die individualistisch sich regenden, aktiven, reicher veranlagten Seelen unweigerlich ersticken müssen.

Hans Kriesi, dessen genau referierendes Buch über Sinclair Lewis ich wiederholt erwähnte, der den einzelnen Schöpfungen von Sinclair Lewis sorgfältig nachgeht und eine vorzügliche Einführung gewährleistet, stellt in einer Kapitelüberschrift fast, möchte man sagen, mit einiger Befriedigung fest, daß Sinclair Lewis «vom Revolutionär zum Satiriker» überging. Hans Kriesi ist froh, daß Sinclair Lewis in Lachen ausbricht, daß er den Humor, oder viel häufiger, die groteske Seite in all diesem kleinlichen Menschengetue herausfindet und etwas von seiner ursprünglich

deutlicher sichtbar gewesenen Schärfe verliert. Wenn sich Hans Kriesi nur nicht täuscht! Dieses entsetzliche Gesicht Amerikas, das man nach der Lektüre der Bücher von Sinclair Lewis in Erinnerung behält, dieses miserabel kleinliche Antlitz der Menschheit, das man ebenso in den Krähwinkeln Deutschlands, wie Frankreichs, wie unserer *lieben* Heimat findet, wie allüberall, dieses spießbürgerlich dreiste, dummschlaue, ungebildete, teils unverschämte, teils mutlose Galgengesicht wirkt aufreizend, aufreizender, als es nur irgendeine die Tendenz nackt enthaltende Hetzrede zu erwirken vermöchte. Es bestätigt sich höchstens der von mir zu Anfang behauptete Satz, daß der Kleinbürger gern über seine Schwächen mitlacht, wenn ihm nur die Möglichkeit bleibt, sie nicht auf sich, sondern auf den anderen beziehen zu können. Und diese Zuflucht bleibt natürlich jedem Leser offen.

Sie erinnern sich der Definition, die ich Ihnen über das Revolutionäre zu geben versuchte: «Der Revolutionär stellt sich im Menschen immer dann ein, wenn Freiheitshindernisse in seinen Weg treten und er in Erkenntnis dieser Tatsache darauf reagiert.» Was ist das Werk von Sinclair Lewis anderes als ein beständiges Reagieren gegen die Abhängigkeit, gegen den Standard, gegen die Freiheitsbehinderung der Menschenseele und deren geistige wie ökonomische Versklavung? Ja, möchte ich fast behaupten, — und darum gesellte sich Sinclair Lewis für mich unwillkürlich in eine Reihe mit Jack London und Upton Sinclair —, ist er nicht durch seine unvergleichliche Schilderungs- und Beobachtungsgabe vielleicht der wirksamste unter diesen drei Revolutionären, auch wenn er im Gewande des reinen Gesellschafts-

und Spießbürgerkritikers vor uns in Erscheinung tritt? Die Abhängigkeit, den Standard, die bequeme, die menschliche Seele einschränkende dumme Gewohnheit, die Konvention und Tradition beschwört und verflucht er in jeder Zeile, die wir von ihm zu lesen bekommen. Und notabene, — er zeigt auch die Konsequenzen seiner Erkenntnis. Wenn ich als Psychiater seine Figuren betrachte, — fast alle sind sie Nervöslinge, hin und her pendelnde Schwächlinge, die robusten Spießer, wie die immer wieder einen Anlauf nehmenden und in Hysterie ausartenden Frauenfiguren. An seinen eigenen Helden rächt sich die Abhängigkeit, die gedankliche und soziale Versklavung. Man beziehe dies alles auf sich und nicht auf den anderen, angesichts dessen wir immer noch Gott danken, daß wir nicht so sind wie er.

VII. VORLESUNG

Der Deutsch-Mexikaner B. Traven

Lassen Sie mich zur Einleitung der letzten Vorlesung mit einer kurzen Zusammenfassung, in die ich meine Darlegungen ausleiten sollte, beginnen. Einfach darum, weil ich nachher den Eindruck, den ich Ihnen von Traven erwecken möchte, nicht damit abschwächen will.

Man könnte mir einwenden, das Bild, das ich Ihnen von der modernen amerikanischen Literatur gab, sei ein einseitig beleuchtetes gewesen, weil ich die Wahl im Sinne Upton Sinclairs traf und meine Autoren von der Frage aus beurteilte, von wo sie herkamen und wer sie bezahlte. Daß ich sie als Propagandisten für soziale Kampfströmungen bevorzugte. Ich möchte dies damit begründen, daß mir nur diejenigen unter den neuesten Amerikanern als besonders charakteristisch und bedeutend herauszuragen scheinen, die eben dieser Fragestellung entsprechen. Es ist nicht zu leugnen, daß zum Beispiel ein John Dos Passos, ein Josef Hergesheimer, ein Theodor Dreiser, ein Samuel Ornitz, ein Percy Marks und ein John Erskine, letzterer mit dem lustigen Einfall eines Geschichtsprofessors, «Adam und Eva», oder in einem anderen Roman die schöne Helena in die modernamerikanische Gedanken- und Umwelt hineinzusetzen, auch der Erwähnung verdient hätten. Aber die von mir besprochenen Dichter Jack London, Upton Sinclair und Sinclair Lewis, wie der nun folgende Traven ragen in ihrem Gesamtwerk und

Gesamtgeist darüber hinaus, ragen über alle Unterhaltungsliteratur, die ja zur heutigen Zeit bei allen Nationen eine sehr hohe Stufe im Handwerk erreicht, — man denke nur an die Franzosen —, heraus und haben gerade um ihrer sozialen Opposition willen, die sich im kapitalgewaltigsten Imperium der Erde zur Geltung zu bringen sucht, ihre bedeutende Note. Sie zeigen uns alle nicht das Amerika der Studienreisenden, der Potemkinschen Dörfer, nicht die Großartigkeit der Naturwunder, die dort, wie bei uns, nicht vor der Kleinlichkeit der sie besitzenden Nation schützt, sondern die Zerstörung der Gemeinschaft durch wirtschaftliche Versklavungen, die Abhängigkeit und Verarmung des Individuums durch das Massenregiment des Durchschnittsgeistes, den Versuch einzelner Geister, dieser Vergewaltigung zu entrinnen. Und wenn auch amerikanische Riesenausmaße, welche die Gegensätze und die menschliche Kleinlichkeit nur um so mehr hervortreten lassen, den Schilderungen unserer Dichter ein besonderes Kolorit verleihen, wollen wir doch nie vergessen, daß letzten Endes die Dinge genau wie in der ganzen Welt, also auch wie bei uns liegen: Tout comme chez nous.

B. Traven, zum Unterschied von den drei vorher behandelten Autoren, ist kein Bürger der Vereinigten Staaten, schreibt nicht englisch, sondern deutsch, nennt sich selbst Weltbürger, dürfte aber Papiere besitzen, die auf die mexikanische Staatsangehörigkeit lauten.

Jack Londons Persönlichkeit mit seiner unverwüstlichen Lebenskraft reizte, wie wir schon festzustellen Gelegenheit fanden, zur Legendenbildung. Und eine solche war im Entstehen begriffen, als gerüchtweise verlautete, er sei gar nicht ge-

storben, sondern auferstanden in einem, dessen bisheriges Werk mit demjenigen des Meisters unzweifelhaft gemeinsame Züge aufweist. B. Traven, der irgendwo in Mexiko — eine Zeitlang war es Tamaulipas — lebende Deutschmexikaner, welcher sich auf Anfragen hin bis heute weigerte, über seine Lebensgeschichte nähere Angaben zu machen, dieser B. Traven sei in Wahrheit Jack London.

(Ich konnte, auch durch Anfrage beim Verleger, nicht in Erfahrung bringen, welcher Vorname sich hinter diesem B. birgt. Und auch Traven dürfte ein Pseudonym sein, das der Dichter vielleicht aus dem Stamme des Wortes travel bildete.)

Aber abgesehen von sehr persönlicher Musik im Werke Travens spricht auch bei Betrachtung der Werke ganz gegen eine solche Legende, er sei der wiederauferstandene Jack London, die Tatsache, daß Travens Originalmanuskripte eben in deutscher Sprache gehalten und vorläufig auch nur in solcher erschienen sind (und zwar ausschließlich im Genossenschaftsverlag der Büchergilde Gutenberg. Durch eine Verbindung mit einem anderen Verlage sind neuerdings die Bücher auch allgemein im Buchhandel erhältlich ~~sein.~~). Viel eher, als daß wir annehmen müßten, Traven und London seien identisch, können wir vermuten, daß Traven seines Meisters Werk, ohne ihm daraus einen Vorwurf zu machen, gut gekannt haben dürfte und daß er auf seinen Pfaden mit eigenen Mitteln zu wandeln vermochte, indem er Jack London an äußerem und innerem Erleben, welches wiederum gänzlich aus des Proletariers Aufstieg seinen Ursprung nimmt, ebenbürtig ist. Traven wie Jack London muß sich in vielen Berufen versucht haben, als Landarbeiter,

Seemann, Bäcker, Baumwollpflücker und Goldsucher. Er hat oder könnte es nach dem Inhalte seiner Bücher getan haben, in den Oelfeldern Mexikos gearbeitet und Viehtransporte über weites Land unter Strapazen und Gefahren geführt. Als man ihn anläßlich des Druckes seines «Totenschiffs» um biographische Angaben bat, antwortete er:

«Mein Wunsch war, eine gute und unterhaltsame Geschichte zu schreiben. Ich denke, daß die Geschichte darum gut und unterhaltsam ist, weil ich sie mir nicht aus den Hosennähten gezupft habe, weil sie nicht erdichtet ist.

Wenn man eine wahre Geschichte schreibt, kann man nicht lange über die Kunstform nachgrübeln. Man erzählt einfach, und man erzählt so, wie man es sah und wie man es empfand. Ein anderer Mensch würde dieselbe Geschichte ganz anders erzählen. Er würde Begebenheiten, die ich hervorheben und unterstreichen mußte, kaum wahrnehmen, vielleicht ganz fortlassen, während er Gespräche wiedergeben würde, die ich überhörte, weil ich sie für unwichtig ansah.

In diesem letzten Satze ist schon alles enthalten, was ich über mich selbst zu sagen habe. Wer sich um einen Posten als Nachtwächter oder als Laternenanzünder bewirbt, muß einen Lebenslauf schreiben und ihn innerhalb angemessener Frist einreichen. Von einem Arbeiter, der geistige Werte schafft, sollte man nie einen Lebenslauf verlangen. Es ist unhöflich. Man verführt ihn zum Lügen. Besonders dann, wenn er aus irgendwelchen Gründen glaubt, daß sein wahrer Lebenslauf eine Enttäuschung für die Menschen sein muß. Hier freilich treffe ich mich nicht selbst. Mein Lebenslauf würde nicht enttäuschen. Aber

mein Lebenslauf ist meine Privatangelegenheit, die ich für mich behalten möchte. Nicht aus Egoismus. Vielmehr aus dem Wunsche heraus: in meiner eigenen Sache mein eigener Richter zu sein.

Ich möchte es ganz deutlich sagen. Die Biographie eines schöpferischen Menschen ist ganz und gar unwichtig. Wenn der Mensch in seinen Werken nicht zu erkennen ist, dann ist entweder der Mensch nichts wert oder seine Werke sind nichts wert. Darum sollte der schöpferische Mensch keine andere Biographie haben als seine Werke. In seinen Werken setzt er seine Persönlichkeit und sein Leben der Kritik aus.»

Diese eben angeführten Worte Travens könnten mißverstanden werden. Es hat mich am Leben Dostojewskys immer geschmerzt, daß er, um aus der Katorga begnadigt zu werden, an den Zaren Nikolaus ein Huldigungsgedicht schrieb. Aber wenn wir dieses und andere Vorkommnisse im Leben Dostojewskys nicht kennten, würde uns manches Widerspruchsvolle in seinem Werke nicht verständlich werden, könnten wir manches uns darin fremd Anmutende, sofern wir nicht zu verstehen gewillt wären, nicht ertragen. Die Scheidung zwischen Dichtung und Wahrheit tut letzten Endes der Größe eines Werkes keinen Abbruch. Nicht aber sollte der Satz Travens dahin verstanden werden, wie er wohl vielfach von allerhand Literaten ausgelegt sein könnte, daß das Leben eines schöpferischen Menschen nicht den Forderungen zu entsprechen brauche, die er uns schließlich in seinen Werken stellt. Ein derartiger Relativismus zerstört denn auch letzten Endes die inhaltliche Wirkung eines Kunstwerkes. Und wenn man Upton Sinclair mit B. Traven vergleicht,

so möchte man hervorheben, daß überall dort, wo Upton Sinclair irgendwie persönlich entscheidet, diese Entscheidung gleichsam nach höchsten, absoluten Maßstäben fällt. Traven ist wesentlich relativistischer. Es macht ihm nichts aus, wenn es auch der realistischen Darstellungsabsicht entspricht, die Prostitution, den Bauchtanz oder ähnliches gelegentlich zu verherrlichen, das heißt also nicht etwa zu schildern, daß hier der Proletarier wie der Kapitalist am Mißbrauch des Mitmenschen teilnimmt, sondern durch die Art der Schilderung an einer gewissen Bewunderung und Beschönigung teilzunehmen, die letzten Endes abstoßend wirkt. Abstoßend nicht durch das, was an und für sich dargestellt ist und auch sein kann, sondern durch die Stellungnahme dazu. Der Dichter ist sich und dann aber seinem Publikum gegenüber verantwortlich. Wir haben aus der Literatur innerhalb der geltenden und bestehenden Weltordnung, selbst da, wo sie gesellschaftskritisch sich benimmt, genug der falschen und heimlichen Teilnahme an den Auswüchsen dieser Gesellschaftsordnung. Wenn sich die Menschheit zum Kampf um eine bessere Weltordnung anschickt, darf ihr auch nicht unmerklich ein Programm geboten werden, das nicht den höchsten, absoluten geistigen und sozialen Anforderungen entspricht. Aber nach diesen kritischen Eingangsworten dürfen wir uns mit aufrichtigem Herzen Traven wieder zuwenden und ihn als mutigen Kritiker, Kämpfer und Bekenner anerkennen, der nach oben und unten des Lebens Uebelstände aufdeckt und aus seiner ganzen Natur, aus seinem ganzen Herkommen heraus einen Grundton in sich trägt, der ihm unbestritten das Recht verleiht, als der Enterbten und Bedrückten Fürsprech aufzutreten

und aus tiefstem, selbsterlebtem Verständnis ihrer Welt seine Forderungen zu stellen.
Gleich mit seinem ersten Werk, dem «Totenschiff», schlägt er diesen Weg ein. Aber ich möchte, davon zu reden, an den Schluß meiner Vorlesung nehmen, weil dieser Erstling unter den Travenschen Büchern auf mich immer noch den nachhaltigsten Eindruck macht.
Die vier anderen Bücher Travens, die wir bis jetzt von ihm besitzen, führen zum Süden Nordamerikas, nach Mexiko. Und aus eigener Anschauung kann ich hier sagen, daß mir Travens Schilderungen des alten Azteken- und Mayalandes, von dem ich einen kleinen Teil vor 19 Jahren bereiste, überall da, wo sie Land und Leute wiedergeben, einen äußerst wahren und scharfen Beobachter und Psychologen verraten. Damals, als ich dort weilte, war gerade der Diktator Porfirio Diaz vertrieben worden. Heute ringt ein ganz anders orientierter Diktator um die Macht, der sich im Grunde wohl auf die nämlichen Massen stützt, wie seinerzeit Diaz, nur freilich haben sie heute eine wesentlich andere Ideologie, haben sie, besonders die getretenen und mißhandelten Indianerproletarier, zu erwachen begonnen und stellen sich den weißen Proletariern gleichberechtigt und gleiches Recht fordernd an die Seite. Aus der Perspektive dieses weißen Proletariers, des zwar etwas Privilegierten und doch furchtbar Ausgebeuteten, des Degradierten, wo er zu Arbeiten, die man ehedem nur Indianern zumuten durfte, zum Beispiel zum Baumwollpflücken, gezwungen wird; aus der Perspektive dieser Enterbten schildert Traven im «Baumwollpflücker», im «Schatz der Sierra Madre», in der «Brücke im Dschungel» in seinem von der

Büchergilde prächtig ausgestatteten und so billig verkauften Reisebuch «Im Lande des Frühlings» und in seinem Novellenbändchen «Der Busch» sein Mexiko. Die Büchergilde verspricht für das laufende Jahr endlich ein großes Werk über mexikanische Volkskunst. Traven soll vor der Niederschrift seiner letzten Bücher eine große Expedition in unerforschte Gebiete Mexikos mit Regierungsunterstützung unternommen haben, um nach einem verlorengegangenen Indianerstamm zu fahnden, den er auch richtig gefunden habe. Daß er Reisen schildern, beobachten und auch richtig forschen kann, beweist uns sein «Land des Frühlings», das als Monographie über die Provinz Chiapas geradezu geographisch-wissenschaftlichen Wert beanspruchen darf, mit Ausnahme gewisser Partien, wo der Autor nicht bei seinem Leisten bleibt und von allerhand Biologie flunkert, die falsch verstanden ist, ja, auch aus lauter Liebe zu seinen Indios mitunter Aberglaubensformen derselben gutheißt, die eben doch deutlich Aberglauben bleiben.

Ueberall denn, außer im «Totenschiff», läßt Traven uns sein Mexiko erleben, dieses Land unerschöpflicher Boden- und Mineralreichtümer, dieses halbwilde, fruchtbare, teilweise unerschlossene Gebiet, in dem Kriminalhandlungen mit Banditen und Eisenbahnüberfällen (deren einen er in grauenerregender Weise im «Schatz der Sierra Madre» schildert) noch durchaus möglich sind. Mexiko, in dem aber auch die ganze Problematik der Arbeiterfragen und Rassenkämpfe in grotesken wie erfreulichen Bildern sichtbar wird. Denn vieles ist neben völlig Unvorbereitetem auch wieder rascher erfüllbar als jenseits des großen Heringsteiches. Der Held der Bücher ist im

Grunde immer der nämliche Gale, der Erzähler vom «Totenschiff», Traven selbst. Bunt, lebendig, aufregend, spannend, aber auch aufreizend, nachdenklich, sind diese Bücher, führen zur Empörung gegen die «blonde Bestie» im besonderen, wie Jack London und vor ihm schon Nietzsche sie taufte, gegen die menschliche Bestie im allgemeinen.

Der «Wobbly», wie die erste Ausgabe des «Baumwollpflückers» hieß, ist ein bei der revolutionären Gewerkschaft Amerikas organisierter Mann, den die Polizei verfolgt, der von den Arbeitern und Streikbrechern geächtet ist. «Er arbeitet für einen geringen Lohn in den Baumwollfeldern, in städtischen und privaten Betrieben, und überall stiftet er, oft durch sein bloßes Erscheinen, Unruhe. Nichts von Demut und Unterwürfigkeit weiß er, immer ist er geladen voll Kritik und Selbstbewußtsein. — Er ist der Ewig-Unruhige, der die Stumpfen und Lauen in Gärung bringt, der sie feinhörig und klarsichtig macht.» Furchtbar sind seine Qualen auf den heißen Baumwollfeldern, wo für den Arbeiter nicht die geringste Vorsorge getroffen ist, furchtbar seine Leiden unter den sich selbst zerfleischenden Arbeitskameraden. Wir blicken u. a. auch in eine Bäckerei, in der täglich 18 Stunden lang gearbeitet werden muß für einen Lohn, der kaum zur Befriedigung der bescheidensten Lebensbedürfnisse reicht.

Es dürfte schwierig sein, sich der hinreißenden Schilderung des Dichters zu entziehen, in der er uns einen Kellnerstreik miterleben läßt, anläßlich dessen die Polizei unter der Regierung von Calles unsanft mit dem Unternehmer umgeht, der glaubt,

unter behördlicher Aufsicht Streikbrecher einstellen zu können. Breit und groß mündet das Werk in eine herkulische Leistung des Wobbly aus, der in Akkordarbeit den Auftrag ausführt, eine tausendköpfige Rinderherde über eine 350 Meilen weite, öde, weglose und grandios beschriebene Landstrecke zu treiben.
Im «Baumwollpflücker» schildert Traven einmal den Park einer mexikanischen Stadt, über den die Tropennacht blitzschnell hereingebrochen ist. Er erzählt von einem indianischen Arbeiter, der keine 30 Centavos erübrigt hatte, um für die Nacht eine Schlafpritsche zu mieten. Auf einer Bank war der indianische Prolet eingeschlafen, etwas Verbotenes, — das nämli he Verbot, auf das Jack London in seinen «Menschen der Tiefe» immer wieder zurückkommt und um dessentwillen die ärmsten Londoner Proletarier so namenlos gequält werden — und hinter den verbotswidrig auf der Bank schlafenden Indianer schlich nun ein indianischer Polizist heran. Und mit der Lederpeitsche hieb der Ordnungshüter seinem indianischen Blutsgenossen einen furchtbaren Streich von hinten über den Rücken, bei dem der Gepeinigte nur stöhnend zusammenknickte, nichts sagte, nichts sagen durfte. «Er blieb ruhig auf der Bank sitzen,» erzählt Traven weiter, «denn das war sein Recht. Sitzen durfte er auf der Bank, er mochte noch so zerlumpt sein, es mochten noch so viele elegante Caballeros und Senjoras herumirren, um die Kühle des Abends auf einer der bequemen Bänke zu genießen und dem Konzert zuzuhören, das bald beginnen würde. Der Indianer wußte, er war der Bewohner und der Bürger eines freien Landes, wo der Millionär nicht mehr Recht hat, auf dieser Bank zu sitzen, und wäre es vierund-

zwanzig Stunden lang, als der arme Indianer. Aber schlafen durfte er nicht auf der Bank. So weit ging die Freiheit nicht, obgleich die Bank auf dem «Platze der Freiheit» stand. Es war die Freiheit, wo derjenige, der die Autorität besitzt, den peitschen darf, der die Autorität nicht hat. Der uralte Gegensatz zweier Welten. Uralt wie die Geschichte von der Herauspeitschung aus dem Paradies. Der uralte Gegensatz zwischen der Polizei und den Mühseligen und Beladenen, Hungernden und Schlafbedürftigen. Der Indianer war im Unrecht, das wußte er wohl, deshalb sagte er nichts, sondern stöhnte nur. Satan oder Gabriel — dieser hier hielt sich für das zweite — war im Recht.

Nein! Er war nicht im Recht! Nein! Nein! Mir stieg das Blut zu Kopf. In allen Ländern der hohen Zivilisation, in England, in Deutschland, in Amerika, und erst recht in den anderen Ländern, ist es die Polizei, die peitscht, und ist es der Arbeiter, der gepeitscht wird. Und da wundert sich dann der, der zufrieden an der Krippe sitzt, wenn plötzlich an der Krippe gerüttelt wird; wenn die Krippe plötzlich umgeschleudert wird und alles in Scherben geht. Aber ich wundere mich nicht. Eine Schußwunde vernarbt. Ein Peitschenhieb vernarbt nie. Er frißt sich immer tiefer in das Fleisch, trifft das Herz und endlich das Hirn und löst den Schrei aus, der die Erde erbeben läßt. Den Schrei: «Rache!» Warum ist Rußland in den Händen der Bolsches? Weil dort vor dieser Zeit am meisten gepeitscht wurde. Die Peitsche der Polizisten ebnet den Weg für die Heranstürmenden, deren Schritte Welten erdröhnen und Systeme explodieren macht.

Wehe den Zufriedenen, wenn die Gepeitschten

«Rache» schreien! Wehe den Satten, wenn die Peitschenstriemen das Herz der Hungernden zerfressen und das Hirn der Geduldigen auseinanderreißen! Man zwang mich», so bekennt Traven, «man zwang mich, Rebell zu sein und Revolutionär. Revolutionär aus Liebe zur Gerechtigkeit, aus Hilfsbereitschaft für die Beladenen und Zerlumpten. Ungerechtigkeit und Unbarmherzigkeit sehen zu müssen, macht ebenso viele Revolutionäre wie Unzufriedenheit oder Hunger.»

Wenn ich an den *«Schatz der Sierra Madre»* denke, sehe ich einen bestialischen Goldsucher, der gerade seinen Kameraden um der Beute willen ermordet hat, im nächtlichen Dunkel des Busches mit irren Augen herumsuchen, weil er die Leiche des eben Getöteten nicht mehr zu finden vermag und nun von den Erinnyen, vom Geiste des (in der Tat noch lebenden) Ermordeten verfolgt wird. «Goldjagd, Banditentum, Abenteuer, grauenvolle Entbehrungen, blutige Kämpfe in wildem Durcheinander, alles in allem das Leben der Menschen, die auf der Suche nach Gold und im Besitze des Goldes wie Tiere untereinander leben, sich helfen, sich töten, weil es doch nicht der Schatz ist, der sie befriedigt.» Alle sind sie dem Fluche des toten Metalles verfallen, ob sie wollen oder nicht, — um einen Bissen Brot, um eine Zigarette morden sie, ausnahmslos Ausgestoßene, Gehetzte und Zertretene, die es wissen und am eigenen Leibe erfahren haben, wie die «zivilisierte» Welt mit ihrem und dem Leben vieler Millionen umgeht. Und die Propaganda des Dichters heißt letzten Endes: Veränderung der Wirklichkeit, Weltänderung!

«Die Brücke im Dschungel» ist den Müttern jedes Volkes, jeder Farbe, jeder Rasse, jeder Kreatur

gewidmet und zeigt zunächst die Verzweiflung und Fassungslosigkeit der primitiven Natur gegenüber dem sinnlosen Tode und der Verwesung. Aber dieses grauenhafte Motiv, der geradezu stürmische Ablauf einer solchen Verwesung in der Tropenglut, ist mit einer Großartigkeit angepackt, die alles Menschliche-Allzumenschliche in sich schließt. Psychologisch meisterhaft ergibt sich gleichzeitig die Denk- und Wesensart der mexikanischen Indios. Gleiche Umwelt, mitunter mit dem Humor des überlegen Verstehenden geschildert, hinter dem immer wieder des Lebens blutiger Kampf lauert, stellt uns der Novellenband «Der Busch» dar.

Ich gebe Ihnen hier nur die Verse, die dem Bande als Motto vorgesetzt sind und die Traven als «amerikanisches Lied» bezeichnet:

Im Busch in Mexiko.

Von Illinois kamen wir herunter,
Drei lustige Burschen, singend und munter,
In den Busch in Mexiko.

Der kleine Greg ging am Durst zugrunde,
Die Zunge hing ihm wie 'ne Faust im Munde,
Im Busch in Mexiko.

An einem Maguey mit nackter Hand
Gruben wir ihn in den heißen Sand
Im Busch in Mexiko.

Eine Schlange biß Kid in die Hände,
Am Abend war's schon mit ihm zu Ende
Im Busch in Mexiko.

Ich lag im Fieber-Delirium,
Die Geier pickten an Kid herum
Im Busch in Mexiko.

Ihre Mütter würden mich weinend fragen,
Fühl' so, als hätt' ich die Jungen erschlagen
Im Busch in Mexiko.

Kann nicht zurück in die Heimat mehr geh'n,
Ich muß bei den toten Kameraden steh'n
Im Busch in Mexiko.

Und nun lassen Sie mich zurückkehren zum ersten Buche Travens, zum «Totenschiff». Das Problem desselben, das der Dichter mit unzähligen Einfällen und Abenteuern umrankt, zum Teil mit Humor, mit Galgenhumor, zum Teil aber auch mit furchtbaren Aufschreien des mißhandelten Leibes und der gepeinigten Seele, das Problem dieses Buches gibt Traven selbst mit folgenden Worten wieder:

«Das Totenschiff ist ein Schiff, das von Toten, von Gespenstern bemannt ist. Diese Toten atmen und arbeiten, sind aber dennoch tot. Tot, wie nur ein Mensch sein kann, der keine Verbindung mehr mit den Lebenden und mit der lebendigen Welt hat.

Auf dieser Seite des Atlantischen Ozeans, wo ich lebe, wird heute noch behauptet, daß der große Krieg für die Freiheit, für die Demokratie, für die Unabhängigkeit der Völker geführt wurde. Wie nach dem europäischen Freiheitskriege von 1813 bis 1815, so ist auch nach diesem großen Freiheitskriege die Freiheit des einzelnen Menschen zum Teufel gegangen. Das haben Freiheits-, Religions- und Revolutionskriege so an sich.

Vor diesem großen Kriege genügte ein leerer Briefumschlag mit daraufgeschriebener Adresse und abgestempelter Briefmarke, um von Berlin nach Philadelphia, von Hamburg nach Borneo, von Brüssel nach Neuseeland zu fahren. Seitdem der

große Freiheitskrieg gewonnen wurde, haben alle Länder chinesische Mauern errichtet, deren Tore ohne Paß, ohne Visa, ohne Geburtsurkunde, ohne *polizeiliches Führungszeugnis*, ohne Ehescheidungsdokument, ohne Heiratslizenz nicht passiert werden dürfen.
Als aber diese Mauern errichtet wurden, als die Bureaukraten aller Länder gewichtige Männer wurden, denen beinahe mehr Macht eingeräumt wurde, als die abgesetzten Könige gehabt haben, *da blieben einige tausend* Menschen draußen, außerhalb der Mauern. Sie konnten die Tore nicht passieren, weil das Papier wichtiger geworden war als der Mensch, die Geburtsurkunde einen höheren Wert bekam als die Tatsache, daß der Mensch lebte.
In einer Welt, wo der Bureaukrat mit seinen Re*gistern* und *Anmeldeformularen den* Lauf der Dinge bestimmt, hat der Mensch, der nicht anmeldefähig ist, kein Recht, zu leben. Es wäre einfach, alle diese Menschen zu erschlagen, damit die «amtliche Abfertigung» sich in Ruhe und Ordnung vollziehen kann. Aber die Geburtsrate wird immer niedriger, und der Krieg hat auch seine *Millionen von Menschen verschluckt*, und deshalb kann man diese Sorgenkinder des Bureaukratismus nicht im Stillen Ozean ertränken.
Wie dankbar haben wir dem Kapitalismus zu sein, daß er sich dieses Menschenkehrichts annimmt! Er tut es nicht aus Barmherzigkeit. Er hat beim Erdöl und bei der Steinkohle gelernt, daß die Abfallprodukte einen höheren *Profit* abwerfen können als das Kernprodukt.
Diesen menschlichen Abfallprodukten, diesen Toten, diesen Gespenstern wird der Glaube gelassen, daß sie durchaus freiwillig in die Arena

treten, um als die modernen Gladiatoren zu kämpfen. Daß sie nicht fühlen, wie sehr sie die bedauernswerten, unfreiwilligen Opfer eines schändlichen Systems sind. Daß sie überzeugt sind, sie seien «freie» Arbeiter, betrachte ich als ein Meisterstück des modernen Kapitalismus, der Krieg und Frieden, Abrüstungspläne und Völkerbünde, Revolutionen und Gegenrevolutionen, Bürgerkriege in China und organisierten Massenraubmord in Marokko und Syrien über die Menschheit verhängt, nicht nach Laune und Willkür, sondern um des nackten, blanken Profits willen.
Man denke ja nicht in Deutschland, daß der amerikanische Arbeiter freier ist als der deutsche. Das bildet er sich nur ein. Infolge der etwas besseren Lebensweise, die er führt — glaubt zu führen —, ist er versklavter als der deutsche Arbeiter.»
Um es noch einfacher als Traven selbst zu sagen, — ein amerikanischer Matrose hat die Abfahrt des Dampfers, auf dem er geheuert war, im Hafen verpaßt, seine Papiere und Effekten darauf gelassen und befindet sich nun ausweislos, unbeschirmt allen Launen des Bureaukratismus gegenüber. Ohne Papier ist er nichts mehr. Auf ein regelrecht und irgendwie menschlich geleitetes Schiff kann er nicht zurück, da sein Konsul die Anwerbung darauf bestätigen müßte. Kein Konsul kann ihn aber anerkennen. Tragikomisch, nein, letzten Endes wirklich tragisch schildert Traven die Unterhandlungen seines Helden Gales mit seinen Konsuln. Aber es fruchtet alles nichts. Eine sehr dicke Dame mit vielen Brillantringen, die sie kaum noch schleppen kann, hat ihren Paß auch verloren, erhält aber in einer halben Stunde

einen neuen. Und ob sie auch ursprünglich aus Bukarest ist, für ihre Herkunft als amerikanische Bürgerin gibt es der Beweise genug. Ihr Mann, der Bankier Marcus ist doch bekannt. «Sie ist doch Luxuskabine auf der «Majestic» herübergekommen.»
«Jetzt endlich verstehe ich,» sagte Gale. «Ich bin nur in einer Forecastle-Bunk, auf einem Frachteimer herübergekommen als Dockarbeiter. Und das beweist gar nichts. Großes Bankgeschäft und Luxuskabine beweist alles.»

Der Fremdenpolizei entgeht er nicht, — heimlicherweise wird er von einer Grenze zur anderen geschuppst, damit er nicht als Vaterlandsloser interniert, dem betreffenden Staate zur Last fällt; gelegentlich kann er sich für kurze Zeit irgendwo mitschmuggeln lassen; in der Eisenbahn erwischt man ihn als blinden Passagier und sperrt ihn ein. Schließlich wandert er durch Frankreich, wird überall als Schriftenloser ausgebeutet. Hier eine Probe von Travens lustiger Palette: Von den südfranzösischen Bauern im ganzen gut behandelt, weil er sich als Deutschen ausgegeben hatte und von den Bauern, die sich an ihre fleißigen Kriegsgefangenen, besonders an einen Wil'em erinnern, wird er nach sechs Wochen Arbeit mit zehn Franken Lohn abgefertigt. Der Bauer sagte, er habe nicht mehr Geld. «Wenn ich vielleicht nach Neujahr zurückkommen wolle,» erzählt Gale, «dann könne er mir den Rest zahlen, weil er dann das Geld bekomme für die Ernte, aber jetzt habe er weiter kein Geld. Ich sähe jetzt auch wieder ganz gesund aus, es habe mir ganz gut getan, dieses kräftige Essen, das ich hier bekommen habe, und totgearbeitet hätte ich mich ja auch nicht, der Wil'em —»

«Ja,» sagte ich darauf, «der Wil'em war auch aus Westfalen, ich bin aber aus Südfalen, und da braucht man nicht so hart zu arbeiten, weil alles von selbst wächst, da ist man so schwere Arbeit nicht gewöhnt.»

«Das ist ja dann ganz verständlich,» sagte der Bauer. «Von Südfalen habe ich auch schon viel gehört. Das ist doch das Großherzogtum, wo die vielen Bernsteinbergwerke sind?»

«Richtig,» sagte ich, «das ist der Landesteil, wo die vielen Hochöfen sind, in denen der Königsberger Klops geschmolzen wird.»

«Was? Der Königsberger Klops wird aus diesen gemacht. Ich habe immer geglaubt, der wird aus gemahlener Steinkohle hergestellt.»

«Das ist der gefälschte. Der wird allerdings aus gemahlener Steinkohle gemacht,» erwiderte ich. «Da haben Sie durchaus recht, aus gemahlener Steinkohle mit Schwefelteer. Aber der richtige, der echte Königsberger Klops, der wird in Hochöfen geschmolzen, der ist viel härter als der härteste Stahl. Damit haben ja unsere Generale die Torpedos gefüllt, mit denen sie die Panzerschiffe versenkten. Ich habe selbst an einem solchen *Hochofen gearbeitet.*»

«Ihr seid doch schlaue Leute, das muß ich schon sagen,» erwiderte der Bauer. «Wir haben ja nun den Krieg gewonnen, und das nehmen wir Euch nicht übel. Und der Krieg ist ja jetzt vorbei. Warum sollen wir da noch böse sein miteinander. Dann lassen Sie es sich nur recht gut gehen in Spanien.

Gelegentlich will ich doch einen Deutschen fragen, was eigentlich der Königsberger Klops ist. Jeder,

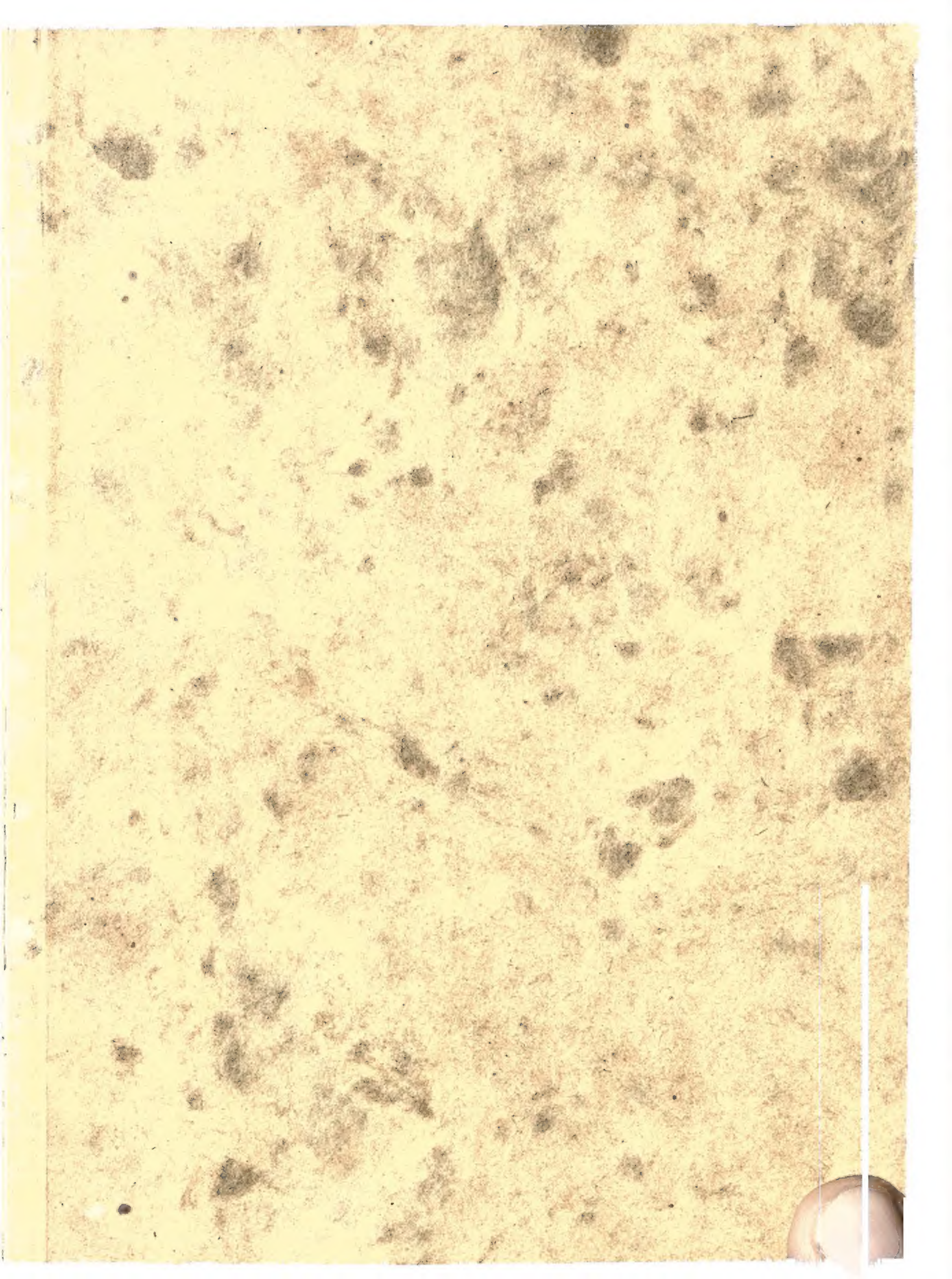
den ich gefragt habe, hat mir immer etwas anderes erzählt, aber freilich war keiner ein Deutscher.»

Ueberwältigend komisch sind auch die Szenen, die der vagabundierende Gale schildert, da er in eine Festungszone in den Pyrenäen ahnungslos hineinwandert, und nach Kriegsgesetz innert 24 Stunden erschossen werden soll und, da die humanen subalternen Offiziere mit der Exekution immer noch etwas zögern, fortgesetzt Henkersmahlzeiten, Sonntagsessen für Offiziere, Doppelportionen erhält.

Und nachdem ihn die Spanier, als er über die Grenze geschafft ist, ritterlich behandeln, als er sich sorgen- und herrenlos bis Barcelona durchgefochten hat, muß ihn der Teufel reiten, auf einem Schiff, das ihn anstandslos anheuert, wieder Arbeit zu nehmen. Es gibt eben doch Schiffe, die ausweislose Matrosen brauchen können. Fahrzeuge, zerfallen, oder infolge irgendwelcher Konstruktionsfehler seeuntüchtig, dem Untergang geweiht, Untergang, bei dem für den Reeder aber doch noch die Versicherungsprämie abfällt, dienen sie dem Schmuggel von Waffen und anderen verbotenen Waren, gibt es auf ihnen kein Gesetz als die Macht der Fäuste und Revolver, finden sich die Verkommensten unter den verkommenen Existenzen zusammen und tragen unter furchtbaren Entbehrungen ihr grauenhaftes Schicksal, bis sie das Meer, die Namen- und Schriftenlosen, Mann und Maus, am Ende verschluckt.

Mit der Ueberschrift aber, die über dem Mannschaftsquartier dieses Totenschiffes steht, möchte ich meine Vorlesungen beschließen:

Wer hier eingeht,
Dess' Nam' und Sein ist ausgelöscht.
Er ist verweht.
Von ihm ist nicht ein Hauch erhalten
In der weiten, weiten Welt.
Er kann zurück nicht geh'n,
Nicht vorwärts schreiten,
Da, wo er steht, ist er gebannt.
Ihn kennt nicht Gott und keine Hölle.
Er ist nicht Tag, er ist nicht Nacht.
Er ist das Nichts, das Nie, das Nimmer.
Er ist zu groß für die Unendlichkeit
Und ist zu winzig für das Sandkörnlein,
Das seine Ziele hat im Weltenall.
Er ist das Niegewesen
Und das Niegedacht!



VPOD

SCHWEIZERISCHER VERBAND DES PERSONALS ÖFFENTLICHER DIENSTE

DRUCK DER GENOSSENSCHAFTSDRUCKEREI ZÜRICH
STAUFFACHERSTRASSE 3—9 :-: ZURICH 4